

## **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

### **Ueber den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus**

**Autenrieth, Johann Heinrich Ferdinand von**

**Tübingen, 1825**

Ueber

den Menschen

und

seine Hoffnung einer Fortdauer

von

Standpunkte des Naturforschers aus.

---

Einige

academische Reden

mit einem Anhang

von

Dr. J. H. F. v. Autenrieth,

Kanzler in Tübingen.



---

Tübingen,

bey Heinrich Laupp.

1825.

9/x 9m. Pöhl, Berghaus! (gl.)

---

## V o r r e d e.

---

König Friedrich bestimmte für die beste Beantwortung durch Studirende einer von jeder der fünf ältern Fakultäten jährlich aufzugebenden Frage, so wie für ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Chirurgie, goldene Preismedaillen. König Wilhelm wollte, daß auch der von der staatswirthschaftlichen Fakultät, mit welcher Er die Hochschule Tübingens vermehrte, zuuerkennende Preis, so wie die acht Preise für die zwei beste junge Prediger und zwei Catecheten in jeder der beiden theologischen Fakultäten, welche Sein Edel-muth dem wichtigsten Beruf der Geistlichkeit bewilligt hat, am Geburtstage Seines verewigten Vaters öffentlich vertheilt werden sollen. An diese Beweise Königlich er Huld für die Wissenschaften schließt sich noch die Ertheilung des Preises für die gelungenste Abhandlung im katholischen Kirchenrechte an, nach einer Stiftung, die schon im Jahr 1788 der damalige Fürst-Bischof von Speyer, Graf von Limburg-Sturum, an die in jener Zeit ausschließend noch pro-

testantische Universität (ein seltenes Denkmahl der Aufklärung) gegeben hatte; und es wird gleichzeitig ein Preis für höhere Sprachenkunde ertheilt, welchen der, für die vaterländische Gelehrte, unvergeßliche Baron Christian Heinrich von Palm in Kirchheim im Jahr 1815 stiftete.

So ist für die Studirende Tübingens der 6te November ein feierlicher Tag. Der Verfasser folgender Aufsätze glaubte seit sechs Jahren diese Handlung, welche zu begehren seines Amtes als Kanzler wurde, jedesmal mit einer Rede begleiten zu müssen. Vor einer gemischten Versammlung aus allen Fakultäten schien ihm, eine Abhandlung aus einer ganz speciellen Wissenschaft vorzulesen, untauglich; der Handlung des Tages aber es angemessen zu seyn, die Studirende zu ermahnen: jeder Kraft aufzubieten, um sich Kenntnisse zu erwerben, nie aber dabei den unbefangenen Sinn für Beobachtung der natürlichen Verhältnisse der Menschen und Dinge durch irgend eine bloße Theorie sich rauben zu lassen. Es schien ihm schicklich, diesen jährlich zu wiederholenden Satz abwechselnd in eine Abhandlung über einen allgemeinem Gegenstand bald dieser bald jener Fakultäts-Wissenschaft einzukleiden, so weit ein solcher in Berührung mit seiner eis

genen, der Arznei; Wissenschaft oder ihren Hülfswissenschaftern, stand, oder soweit seine sonstige Kenntnisse von dem Gegenstand reichten.

So bildete sich aber aus den, in etwas genauerer Beziehung auf die staatswirthschaftliche, philosophische und medizinische Fakultät gehaltenen Reden, als ein unter den besondern Zwecken derselben durchlaufender Faden eine Entwicklung der Ansicht des Verfassers vom Menschen und seinem flüchtig vorübereilenden Auftreten in der Natur überhaupt; ein Gegenstand des Nachdenkens, der wohl für jeden und um so mehr, je näher allmählig ihrem Ende seine eigene Laufbahn auf der Erde rückt, stille Bedeutung erhält. Aber um nur sich selbst eine Vorstellung darüber zu machen, was eigentlich der Mensch hier sehe, und wie er mit dem großen Ganzen zusammenhänge? muß man vorher eine umfassende Uebersicht von der ganzen Natur sich bilden, so weit sie überhaupt erkennbar ist. Jeder Mensch, der keiner Schule angehört, wird wohl seine eigene Naturphilosophie haben. Ist sie aus eigener Betrachtung erzeugt, so enthält sie vielleicht bei dem Umfang des Gegenstandes manches, was in den ausdrücklich zum Zwecke des Philosophirens geschaffenen Systemen übersehen, und doch wahr ist.

Blos solche Bruchstücke, einzelne Ideen über die Natur und den Menschen sollen die folgende Aufsätze darbieten; sie machen nicht die mindesten Ansprüche als Reden, noch als ein ausgebildetes System; darum erschienen sie ohne äußerlichen Zusammenhang untereinander, so wie sie entstanden sind. Können sie etwas beitragen, mißtrauisch gegen herrschende Theorien zu machen, und Beobachtung an ihrer Stelle zu empfehlen; so wäre es desto besser. Eines weitern besondern Grundes, warum sie und der Anhang gedruckt erscheinen, ist in diesem letztern Erwähnung gethan.

Der Eingang und der Schluß dieser Reden wurde als hieher nicht gehörig weggelassen. Wie sie hier in Ordnung stehen, wurden sie in den Jahren 1822, 21 und 24 gehalten; der Anhang erst nach der letzten Rede geschrieben.

Lübingen, den 6. Dec. 1824.

---

## I.

### Natürliche Geschichte des Menschen.

---

Der berühmte Nordamerikaner Franklin nennt den Menschen treffend und kurz — ein Werkzeug machendes Thier!

Dadurch eben unterscheidet sich der Mensch von den eigentlichen Thieren, daß seine Werkzeuge nicht, wie bei diesen, ein Theil seines Selbst's sind; daß er, unter ihnen allein, fremden Stoffes doch willkürlich sich dazu bedienen sollte. Die Zähne, womit der Biber Bäume fällt, und die bei der verschiedenen Härte ihrer Substanz=Lagen unter dem Gebrauche selbst sich meißelartig schärfen, kann dieses kunstreiche Thier weder machen, noch ablegen. Den Stoff und die Spinmaschine zu den Fäden ihrer Netze hat die Spinne in sich; das Weberschiffchen ist sie selbst.

Wo wäre aber der Mensch, wenn sein Kunstsinne, nicht erwacht, noch kein Werkzeug erfunden hätte? Die Beantwortung dieser Frage wird zeigen, daß auf diesen und auf ihrem Gebrauch, die Möglich-

keit beruht, daß sein Geschlecht sich über die Erde verbreiten konnte.

Wären nicht unsere Kleider, unsere geschlossenen Wohnungen, das Feuer selbst, eben so viele Werkzeuge, beständig um unsern Körper eine künstliche Sommer-Wärme zu unterhalten, ohne die unser Leben fast sogleich erlösche; so vertilgte schon ein einziger strenger Winter, in wenigen Tagen, den nackten Menschen im ganzen kalten Erdstriche, und im allergrößten Theile der gemäßigten! Im beständig warmen Erdgürtel würden dagegen die dortige furchtbare Raubthiere, die jetzt noch so häufigen Tieger, die Löwen, die Hyänen, die Crocodile, die Riesenschlangen, den wehrlosen Menschen, dessen Weib kaum jährlich einmal gebiert, auf den Festlanden und den großen Inseln bald wieder ausgerottet haben; denn er hat nicht, um durch schnelles Klettern auf Bäume sich zu retten, vier Hände, wie die Affen jener Gegenden, sondern nur zum aufrechten Gange taugliche Füße. Selbst der fast thierische Wilde unter Amerikas Wendecirkeln hat furchtbarerè künstliche Waffen erfunden, als der bloße Faustschlag auch des kräftigsten Mannes ist; oder als dem unbewehrten Menschen sein wenig gespaltener Mund mit den kleinen Zähnen, oder seine flache Nägel darbieten würden. Genauere Beobachtung neuerer Reisenden hat erwies-

sen, daß auch nur der schon halbcivilisirte Mann die größte körperliche Stärke besitzt; daß der dem Naturzustande sich nähernde Wilde überall schwächer ist, als der Mensch der gebildeteren Stämme.

Was endlich der Kälte oder den Zähnen der Raubthiere einzeln entronnen umherirrte, das noch würde, wenige Flecken der ungebauten Erde ausgenommen, auch im heißen Erdstriche dem Mangel an von selbst sich darbietender Nahrung größtentheils unterliegen müssen.

Ohne Werkzeuge nach essbaren Wurzeln zu graben, die kein Feldbau an einem tauglichen Orte versammelt hätte, das möchten bald die schwachen, bei jedem härteren Widerstand leicht vom Fleische sich lösenden Nägel verbieten; und der Wurzeln nicht genug seyn. Es bedürfen überdieß fast alle auch nahrhafte Wurzeln der Cultur oder der Zubereitung, wenn sie auch für den Wilden genießbar werden sollen.

Große bewaldete Landstriche vieler tropischen Gegenden sind ganz ohne essbares Obst; und wässerigte Früchten und Beeren ernähren allein nicht hinreichend. Leben, zum Beispiele, gleich die Wilden von Neuspanien und Californien nach den Berichten ihrer Missionärs eine bestimmte Zeit im Jahre allein von der Pitahaja-Frucht, dem Obste der Cal-

tus-Arten; so begleitet doch, obschon sie nahrhaft ist, ein beständiger Bauchfluß ihren alleinigen Genuß. Die ohlig-mehligten Kerne aber der großen Nüsse der Palmen aus ihren steinharten Hüllen zu lösen, dazu versagte die Natur dem Menschen die ungeheure, denen des Löwen beinahe gleichkommende, Eckzähne der Affen-Arten seiner Größe, welche sie auf jene Nahrung vornehmlich scheint angewiesen zu haben.

Die mehltreichen Körner der Gräser, auch unsere Getraide-Arten, an sich bloße Speise kleiner Säugethierge, reifen nur einmal im Jahre. Ohne das Gewerbe des Ackerbaues, ohne Rüstzeug dazu, wie sollte es dem Menschen möglich seyn, hinreichenden Vorrath von ihnen sich zu sammeln? und die härtere große Maiskörner genießt selbst der Wilde nicht unzubereitet. Das allein fast überall auf der Erde verbreitete Gras und die Baumblätter kann der Mensch nicht verdauen; mit den eigentlichen Mahlzähnen fehlt ihm dazu auch der außerordentlich lange Darmcanal der grasfressenden Thiere.

Vom rohen Fleische könnte er sich nähren; aber um größere Thiere zu überwältigen und zu zerreißen, würde der hilflose Mensch der schnell überraschenden Stärke der Raubthiere und ihrer natürlichen Waffen ermangeln. Die Kunst, sich zu verbergen, und

überwiegende Schnelligkeit würden die kleinern Geschöpfe nur selten seine Beute werden lassen.

Mit Lungen, welche den Menschen kaum einen Augenblick unter dem Wasser ausdauern lassen, und ohne Schwimnhaut an Händen und Füßen, erfordert Fische fangen schon Werkzeuge. Ohne alle Werkzeuge würden selbst die nackten, an der Küste umherirrende Wilden Neuhollands kaum in hinlänglicher Menge die an den Felsen klebende Schaalthiere für sich zu sammeln vermögen.

So würden bald nur klägliche Ueberreste eines Geschlechtes, das jetzt die Erde beherrscht, in beinahe engere Gränzen wieder beschränkt seyn, als die des Vaterlandes der Drang-Utang-Arten sind; könnte je der Mensch wieder verlernen, Werkzeuge zu machen, künstlicher Hülfsmittel zu seiner Erhaltung sich zu bedienen, überhaupt Gewerbe zu treiben.

Es sind durchaus keine ächte Spuren vorhanden, daß die gegenwärtig vorhandenen organischen Arten sich verändert hätten, für den Menschen also untauglicher geworden wären; seit der Zeit, daß er unter ihnen auftrat. Er selbst konnte auch in den frühesten Zeiten seiner Verbreitung kein anderer gewesen seyn, als er jetzt ist; denn in den Resten seiner Gebeine würde man irgendwo die früher vorhandenen gewesene Verschiedenheit wahrgenommen haben.

Sein einfacher Naturzustand, wenn er einen hatte, wie die von ihm gezähmten Hausthiere, kann nicht vor die Zeit des gegenwärtigen Ueberzugs des Erdballs mit unsern Pflanzen-Geschlechtern und Thieren fallen. Denn zahllos sind noch die, in der Erde unverweht erhaltenen Ueberbleibsel mehrerer zu Grunde gegangener organischer Schöpfungen, und unter ihnen findet sich keine Spur von den Gebeinen des Menschen; obgleich mehrere in ihren Gebeinen noch vorhandene Thiere jener Vorzeit, theils kleiner waren, als er, oder ihre Knochen von nicht festerem Baue. Auch findet sich nicht etwa ein stufenweiser Uebergang von jener Bildung zu der des Menschen, und der ihm zunächst stehenden Affen. Vor nicht sehr vielen Jahrtausenden erschien er, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, auf einmal, und körperlich, so wie er noch gegenwärtig ist, auf der vorher mehrfach überschwemmt gewordenen Erde. In einer Welt, die voll eben so unerforschlicher Wunder ist, als seine Schöpfung darbietet; Wunder, die uns bloß deswegen nicht mehr auffallen, weil sie, wie der Grund der Bewegung in der unorganischen, und das Leben und die Fortpflanzung in der organischen Natur, in ihren Folgen für uns alltäglich geworden sind. |

Würde der Mensch wieder allein auf die ihm an-

geborene Werkzeuge beschränkt; so könnte er jetzt nur dort sein Daseyn noch erhalten, ohne Obdach und Waffen, und ohne künstlich sich Nahrung zu erwerben, wo der Brodfruchtbaum auf niedern Zweigen seine Früchte ihm darbietet, wo keine Raubthiere sind, und keine Kälte ist. Daß den Menschen sein ganzer Bau auf saftvollen süßlichten Mehlstoff, oder auf Brod unter irgend einer Gestalt, als auf seine natürliche Nahrung verweist; dieses aus der ganzen Einrichtung seiner Verdauungs-Werkzeuge, und seiner Glieder, die bei jeder Thierart einen eigenthümlichen Bezug zu ihrer Speise haben, bestimmter zu zeigen, verbietet hier nur die Kürze der Zeit. Noch jetzt entsteht die fürchterlichste Hungersnoth überall, wo auch nur einmal die Erndte mehligter Gewächse fehlschlägt; die kleine Zahl von Stämmen, die blos von Fleisch und Fischen leben, verschwindet gegen die Menge der Völker, deren Hauptnahrung Mehl ist.

Innerhalb der Wendecirkel, gegen Morgen zu, von unserer alten Welt aus, auf Inseln des großen Südmeeres, wächst gegenwärtig noch der Brodfruchtbaum wild; neben ihm die Pifangstaude mit ihren mehlig-süßen Feigen; auch unter vielerlei andern fruchttragenden Bäumen eine eigenthümliche Art wirklich goldfarbiger, apfelartiger Früchte (Spondias

dulcis), welcher Forster den Vorzug vor jedem Obste irgend eines Landes zu geben, keinen Anstand nimmt. Nach Forsters Beobachtung ernähren schon drei bis vier von den Brodfrucht bäumen der Gesellschafts= Inseln einen Menschen acht Monate des Jahres hindurch; und selbst für die übrige Jahreszeit bieten sie ihm in überreif gewordenen Früchten noch einen von selbst gesäuerten, eßbaren Brodteig dar. Die Pisang= Früchte oder Paradieses= Feigen, die in allen heißen Ländern größtentheils die Stelle unseres Brodes vertreten, reifen am meisten zur Zeit, wenn der Brodfruchtbaum ausruht, und in Bündeln, die zuweilen eines Mannes Last sind.

Auf jene paradiesische kleine Inseln der Südsee drang der Lieger Indiens, und der Löwe, die Hyäne nicht vor, noch das Crocodill; der Mensch läuft dort nicht Gefahr, unter den Füßen der Riesen des Thierreiches, des Elephanten, des Nashorns, des Büffels, zertreten zu werden; die Gebüsche verbergen keine giftige Schlangen. Die Plage aller heißen Länder, jene die Luft erfüllende Wolken brennendstechender Moskiten, erzeugt aus gifthauchenden Sümpfen, fehlen; die Luft ist äußerst rein! Immerwährendes Grün bedeckt die Erde; mit Wald beschattete Berge, voll klarer Quellen und Bäche, und erfrischende Seewinde fühlen die Glühitze der tro-

pischen Sonne; mäßiger sind hier die durch ihren senkrechten Stand hervorgerufenen periodischen Regen, welche die eine Hälfte des Jahrs durch unter den Wendecirkeln herrschen; die Orkane fehlen, die in der Nähe der heißen Festländer, nicht selten so furchtbare Verheerungen anrichten; und Kälte ist ganz unbekannt.

Kein Gold noch Silber, keine Edelsteine, keine erheizende Gewürze, bieten diese kleine glückliche Inseln der Habsucht des civilisirt gewordenen Menschen dar; sie sind bloß ein schöner, immer blühender, immer Früchte tragender Garten.

So nur konnte auch die Wiege des Menschen-Geschlechtes gewesen seyn; wenn das erwachende Daseyn des körperlich Hülflosen von der umgebenden Natur selbst sollte beschützt werden.

„Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden, gegen Morgen; und setzte den Menschen darcin, den er gemacht hat.“ Und sprach, „du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten;“ so drückt sich die Genesis, die älteste Urkunde des Menschen-Geschlechtes aus. Vom Meere umflossen war auch dieses Eden; denn der Strom, der von ihm ausgieng, floß in seinen Hauptwässern „um das ganze Land Hevila, und um das ganze Mohrenland, und östlich vor Assyrien.“

Es läßt dort ein rückwärts Zusammentreffen der drei Hauptrassen des jetzigen Menschen, der europäisch-caucasischen über Hindostan, der amerikanisch-mongolischen über China und die Malayenländer, der Negerrasse über die Adaman-Inseln, Papuasländer und Neuholland, sich nachweisen. Von jener Gegend aus, breiten sie jetzt fächerartig nach Westen zu sich aus; nur im malayischen Stamme vom äussersten Norden Asiens aus wieder in Amerika sich rückwärts beugend.

Wo aber auch das Urvaterland des Menschen gewesen seyn mag; verloren gieng überall für ihn das Paradies; seine sorgenfreie Kindheit trat zurück. Sein sich ausbreitendes Geschlecht sollte die Erde füllen; von tödtender Streitsucht gleich stark, wie von geselliger Liebe beherrscht, fieng nun die strenge Schule des Erdenlebens für ihn an.

Unter Ungemach konnte die Beugsamkeit seines, vor dem aller Thiere ausgezeichnet weichen, Körpers, jedem Himmelsstriche sich anschmiegen; in der Noth er Hülfe in der eigenen Fähigkeit, zu erfinden, suchen. Im Kampfe mit der Aussenwelt, und mehr noch mit seines Gleichen, wurde sein innerer Geist fort und fort, sich zu entwickeln, gedrungen. Dafür vor allen Thieren, nicht aber zur leichtern Gewinnung körperlicher Bedürfnisse, gab ihm sein Schöpfer die edelsten inneren Werkzeuge, nämlich

sein, ausgezeichnet die Körper-Nerven überwiegendes, großes Hirn.

Gedrängt schon durch seine eigene Vermehrung, mußte er bald, selbst in der Nähe seiner Heimath, sich untereinander vom Genuße dessen, was ihm die Natur freiwillig darbot, zurückstoßen. Neuen Sinnen-Reiz ihm entdeckend, aber zugleich ihm immer feindlicher, weil sie fremdartiger wurde, trat die äußere Umgebung seinem Geschlechte entgegen; je weiter es nun von seiner Geburtsstätte sich zu entfernen gezwungen ward. Er überwand sie; denn er konnte künstliche Werkzeuge erfinden, und erfand solche. Aber der Mensch wurde nun überall, hier nur mehr, dort etwas minder, ein bloß noch durch Kunst sich erhaltendes Geschöpf. Daher jetzt der nie ausgeglichene Zwiespalt zwischen seinen Wünschen und ihrer Befriedigung, daher die nie zu stillende Unzufriedenheit mit seiner Lage. Von Natur ist er arbeitscheu, und Arbeit doch jetzt die Bedingung seiner Erhaltung; sie allein verschafft ihm jedes Glück, das er noch erringen kann, ohne sie versinkt er im Elend. Es giebt für den Menschen ein Eden nur noch Jenseits! des Lebens Mühe selbst führt zu dem Glauben, der sich über die Erde erhebt.

Noth weckte den Kunstfleiß, der auch dem Wilden zu seinen Zwecken nicht fehlt; Bequemlichkeit

musste ihn auf der andern Seite zu dessen weitem Ausbildung reizen. Die Gleichheit des Besitzes war verschwunden mit veränderter Umgebung; und der Mensch, nie befriedigt durch das, was seine Lage Gewohntes ihm darbot, verlangte nach Fremdem, das Gewalt nicht immer verschaffen konnte. Austausch trat ein, und mit ihm zuletzt Begierde, um tauschen zu können, zu erwerben.

Nach allen Spuren seiner ältesten Geschichte breitete sich, zuerst in der alten Welt auftretend, das Menschen-Geschlecht, von Morgen gegen Abend zu aus; nach seiner ganzen natürlichen Beschaffenheit muß nothwendig seine frühere Heimath im Süden gewesen seyn, ehe er nach Norden hin sich zerstreute. Offenbar später, drangen nun die ersten Bewohner der neuen Welt in einem rückwärts von Asiens äußerstem Osten und Norden sich beugendem Zug, aus Nordwesten immer tiefer nach Süden in diesen Welttheil ein. Schon den Traditionen gemäß, die Clavigero von den alten Mexicanern aufbewahrt hat; und der auffallenden Aehnlichkeit aller Amerikaner unter sich von einem Ende Amerikas zum andern zufolge; und die zugleich mongolische Stammesbildung unverkennbar in ihnen darthut.

Mit der Entfernung von jenen Gegenden, wo der Mensch, in kleiner Zahl, ohne Kunstfleiß sich seine

natürliche Nahrung verschaffen konnte, wurde ihm das Gewinnen derselben, vom mehrreichen Marke der Sagopalme an, und von den vielerlei mehligten Wurzeln der heißen Länder, bis zur Hirse, dem Reife, dem Mais und den Hülsefrüchten der noch wärmeren Gegenden, und endlich bis zu den eigentlichen Getraidearten der kältern Landstriche, mehr und mehr erschwert, und es wird künstlicher. Auf der andern Seite verschafft aber der nothwendiger werdende Feldbau allein die längere Ruhe von körperlicher Arbeit, die dem Kunstfleisse, dem Nachdenken und der höhern Geistesbildung gewidmet werden kann; läßt er allein einen Menschen mit Sicherheit Nahrung für mehrere andere gewinnen, die hierin sorgenfrei nun anders sich zu beschäftigen vermögen. Mittelbar knüpft sich so an des Menschen naturgemäße Ernährung auch die Entwicklung seiner höhern Humanität an; selbst das Christenthum findet, aller bisherigen Erfahrung nach, nur da eine bleibende Stätte, wo die Völkerstämme an feste Wohnsitze sich gewöhnten. Läßt gleich ungebundene Freiheit diejenigen jede sitzende Lebensart verachten, denen ein stiefmütterlicher Boden den Bau des Ackers versagte, und die umherschweifend zum Fischfange oder zur Jagd, zum Fleische der Heerden und ihrer Milch, als zu alleiniger Nahrung, ihre Zuflucht nehmen müssen; so entbehren sie dafür auch jeder fortschreitenden,

höhern Geistes=Cultur. Räuber=Freiheit oder Despotismus sind die Formen ihres Gesellschaft=Zustandes; nur bei gesichertem Besiz des Grundeigenthums entwickelt sich jenes, Maaß haltende, Rechts=Gefühl.

Auf Augenblicke die Noth des Lebens zu vergessen, und sich über sie zu erheben, erfand dann der ermatete Mensch unter allen Zonen berauschende Getränke, vom Aufguß der Pfeffer=Wurzel in den Südsee=inseln an, bis zum Brandtwein, dessen Reiz kein Wilder widersteht, und bis zum Gebrauche des giftigen Fliegenschwammes im äußersten Norden. Durch Keimen schon gehen mehrlreiche Körner in Zuckerstoff, den angenehmsten Gaumen=Genuß des unverdorbenen Menschen über; durch Gährung verwandelt nun dieser sich in weinartige Flüssigkeit. Aber auch schon zubereitet kommt flüssiger Zucker in vielen Arten von Pflanzen, selbst in der Milch der Thiere wie im Honige der Bienen vor. Der Wein aus Trauben bereitet ist, mäßig genossen, stärkend, und begeisternd zur Empfindung der Freude; daher schon in den ältesten Zeiten seine Erzielung vorzüglicher Gegenstand des Fleißes feldbauender Völker wurde; und er im Ausdrucke ihrer dichterischen Empfindung eine so große Rolle spielt.

Was in vielen heißen Ländern, zunächst weniger das Schamgefühl, als der Stich zahllos die Lust erfüllen?

der Insekten von leichter Bedeckung des nackten Körpers durch die Rinde des Papier-Maulbeerbaumes, die feine Baumwolle oder die Seide erfordert, das wird unter einem strengern Himmel zum nothwendigen Bedürfniß immer wärmerer Bekleidung durch Wolle oder Thierpelze. Doch entwickelt sich zugleich, zwischen diesen beiden Gränzen, der Sinn des Menschen für das Schöne am allgemeinsten an den Farben, an der Feinheit, und Weichheit des Stoffes seiner Bedeckung und an ihren Formen. Das Bemahlen des eigenen Körpers überträgt er bey reinlicher sich entwickelndem Geschmack zunächst auf seine Kleidung; ihre verschiedene Fabrikation ist jetzt der Hauptgegenstand, der Menge nach, für allen Handel.

Der offene Schuppen, der bloß vor der tropischen Sonne und den Strömen von Regen sicherte, wird zur engen, Nachts verwahrten Hütte da, wo Raubthiere sind, und in kühlerer Luft zum schon warmen Filzzelte des Nomaden; bei den Völkern aber mit beständigen Wohnsitzen zum geschlossenen größern Hause, dessen innerer Raum selbst im Winter in Sommerwärme erhalten werden kann; das nun aber auch zur festen Werkstätte wird, und zur Geburtsstätte höherer Bildung. Es gibt wandernde Schulen unter den nomadischen Kalmücken; eine wandernde Akademie der Wissenschaften wäre aber undenkbar.

Der Lastthiere, die der Mensch zu zähmen erlernte, größere Stärke und theils Schnelligkeit ersetzt, was jenem an körperlicher Kraft mangelt; von ihrer Hülfe entblößt blieben alle Völker Amerikas so weit in fortschreitender Bildung gegen die der alten Welt zurück. Sie sind wesentliche Hilfsmittel zu dem großen Verkehr, der jetzt alle Menschen untereinander verbindet. Andere Hausthiere tragen zur Bedeckung bei, und Gewinnung von Nahrung durch ihre Milch oder Fleisch macht die Viehzucht in manchen Ländern zum nothwendigen Gewerbe; mit den Geschäften des Feldbaues unter einem Himmelsstriche, wo er strengere Arbeit erheischt, ist jene vielfach verbunden.

Schon als der Mensch in seiner Verbreitung über die Erde zuerst auf die greuliche Rassenarten von Asiens-Festländern und seinen großen Inseln stieß, mußten die Keule und der Stein unsichere Waffen werden; der von ferne treffende Wurfspeer, Bogen und Pfeile wurden erfunden, die Lanze und das Messer von verschiedener Größe, das wirksamer ist, als die Klauen und Zähne selbst des stärksten Raubthiers. Leider, daß die Kunst der Waffen den Menschen selbst nun zum reisendsten derselben machte; entwickelte sich gleich mit ihr auch die höhere Tapferkeit, besonders im Norden. Das Feuegewehr, die mächtigste unter allen Waffen, sichert jedoch die cultivirten Völker, deren Er-

findung sie ist, am wirksamsten vor neuem Einbruch alles verheerender Barbaren.

Wo endlich irgend die Gewerbsamkeit des Bedürfnisses vollkommener sich entwickelt; da wird nach dem Kupfer Eisen, das verbreitetste und nützlichste unter allen Metallen, aber auch das am schwersten darzustellende, immer mehr das Werkzeug aller Werkzeuge. Bergbau mit vielfacher Metall-Verarbeitung schiebt sich als nothwendig in alle übrige Gewerbe ein. Nicht ohne tiefe Beziehung wurde daher von jeher das eiserne Zeitalter dem goldenen gegenüber gestellt.

Der Nationen Erhaltung selbst beruht auf diesem so mannigfaltigen Kunstfleiß, den ihr Bedürfniß gebieterisch fordert. Das Wesen unseres bürgerlichen Vereins, die Grundlage aller Staaten, beruht auf den getrennten, und doch hundertfach in einander verschlungenen, vielfachen Gewerben. Alle aber erfordern Werkzeuge!

Nicht durch blinden Instinkt, wie er den Thieren Kunstfertigkeit gibt, erfindet sie sich der freyere Mensch; Versuche nur und Nachdenken erwerben sie ihm. Darum auch geht das Blühen des Kunstfleißes Hand in Hand mit jeder höhern Geistesausbildung der Völker. Nicht in dem Maaß haben die Völker zum Gemeingut der Menschheit, zu den Wissenschaften und

den schönen Künsten beigetragen, in dem ihre rohe Gewalt siegreich, ihre Eroberungen groß waren; sondern in dem Verhältnisse, in welchem sie ihren Kunstfleiß höher entwickelten. Wie wenig Antheil zum Beispiele hat, aller wahrhaft großen Anstrengungen seiner Regenten hierin ungeachtet, das ungeheure Rußland an dem Aufschwunge der Wissenschaften, der Philosophie, der schönen Künste, seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo es schon das Joch der nomadischen Tataren abwarf? Reich an Naturprodukten, überreich an Ländermasse, ist es verhältnißmäßig noch arm an bürgerlichem Kunstfleiß. Was hat Ungarn gethan, bewohnt von einem tapfern Volke, und das reichste Land an allen Arten natürlicher Erzeugnisse in Europa? Wie mächtig förderten dagegen nicht seit jener Zeit die Mittel zur höhern Geistesbildung die, an sich ärmeren, aber Gewerbe-reichen Staaten von England, Frankreich, Deutschland, Holland, der Schweiz und eines Theils von Italien, selbst das menschen-arme kalte Schweden? Spanien, als es seine eigene Industrie versinken ließe, und nur noch mit dem durch Monopolien erpreßten Golde seiner Colonien die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes erkaufte, that die traurigsten Rückschritte in der Aufklärung, in seinem physischen Wohl, und in seiner politischen Größe.

So hochwichtig für das Ganze wird diese me-

hanische Thätigkeit der Völker! Nicht sollte der Mensch stehen bleiben bei den rohesten Mitteln, der Gegend, in der er geboren ist, Nahrung abzugewinnen, die Schwierigkeiten des Himmelstriches, und jedem Stamme sezt der vaterländische Himmel welche entgegen, dürftig zu überwinden, oder seine Feinde von sich abzuhalten. Darum auch gab ihm die Natur, welche sein Geschlecht durch im Dunklen wirkende Triebe, die der Mensch spät erst in Worten ausspricht, zu dem Ziele leitet, das es erreichen solle, die in mancher Hinsicht noch räthselhafte Begierde nach sogenannten edlen Metallen. Nicht um sie zu genießen, sondern um sie immer wechselsweise zu erwerben. Nicht bloß als nach einem, durch Uebereinkunft allgemein gewordenen, Tauschmittel, und das dazu das tauglichste ist, trachtet der Mensch nach dem Besitze von Gold und Silber; noch giebt es große Länder mit ausgebreitetem Verkehr, wo nicht nach Golde, sondern nach eingebildeten Eisenstangen, nach Zeugen, nach Kameelen oder Sklaven der Werth aller Waaren geschätzt wird, und für die Gold doch schon eine köstliche Waare ist. Schon der Wilde auf der niedersten Stufe der Bildung freute sich dieser Metalle; der sie noch gar nicht als Geld kannte; und er schmückte sich überall mit ihnen, wo sie in einiger Menge seinem eingeschränkten Kunstfleiß zugänglich vorkamen. Er machte zum Theile seine Götterbilder daraus; vielleicht

weil er in ihnen den Abglanz des großen Gestirnes des Tages, und des sanften Lichtes der Nacht sahe; noch unsere Alchymisten nannten das Gold die Sonne, und Mond das Silber. Das Unwandelbare achtet der Mensch überall, in welcher Beziehung auch ihm es sich darstellt; unzerstörbar durch die gewöhnliche Einflüsse sahe er aber den schönen Schimmer der edlen Metalle forttauchen, und fand ihn bei ihrer Dehnbarkeit doch fast Farbpigmenten gleich verbreitbar. Schon das fernste Alterthum betrachtete sie als die kostbarsten Produkte der Erde, und der gebildete Mensch erhob sie zum Preise aller Dinge, und zum Zeichen jedes Borraths=Capitals. Mit weit geringerer Begierde sucht er die wirklichen Güter selbst anzuhäufen; baar Geld lacht! sagt offen der gemeine Mann unter den Deutschen. Und unbillig werdende Unzufriedenheit bleibt das Loos eines Landes, das Mangel an ihm fühlt; mag es auch sonst durch die Erzeugnisse seines Bodens, durch seine Verfassung, und den besten Regenten zu den gesegnetsten gehören.

Dieses Gold und Silber zu erhalten, das an sich fast nur als Schmuck einigen wirklichen, als Geld einen unbegrenzten eingebildeten Genuß gewährt, das daher rastlos erworben wird, um immer wieder ausgegeben zu werden, ist das sichtbare näch-

ste Ziel des Strebens der Menge; da wo unmittelbarer Tauschhandel in den verwickelteren Verhältnissen des Gesellschafts-Lebens sich zu verbergen anfängt. Wegen ihm wird der Gewerbefleiß in Sammlung und Erzielung der Erzeugnisse der Natur, und in ihrer mannigfachen, immer durch wechselseitige Eifersucht höher und höher gesteigerten Verarbeitung über das Maaß angestrengt, das nöthig wäre, einfach das Leben zu erhalten, und seiner sich zu freuen. So wird jener Trieb nach Geld bewußtlos zu einem der zwingenden Gründe für den über die ganze Erde, selbst dahin, wo des Europäers Fuß nicht dringt, verbreiteten, überall in einander greifenden, Verkehr, und dieser unterhalten durch jene nie rastende Gewerbsamkeit.

Von einem Stamme entsprossen sollte auch die ausgebreitete Menschheit eine große Familie bleiben; Handel, und in seinem Gefolge der Genüsse-, der Sitten- und der Ideen-Austausch, vereinigt sie dazu am menschlichsten. Jedes Volk sieht durch ihn sich an als berechtigt zu einem Antheil dessen, was dem andern vorzugsweise zu Theil wurde. Dort aber in einiger Nähe, wo einst das jugendliche Alter der Menschheit sich entwickelte, im Süden und Osten der alten Welt, häuft die Natur fortwährend für alle alles an, was den nur noch sinnlichen Menschen am

meisten zu reizen vermochte. Zucker, die feinsten Gewürze, der Kaffee, die süßesten Wohlgerüche, die schönsten Farbenpigmente, die glänzende Seide, die weiche Baumwolle, die Perlen, sind die Erzeugnisse jener Länder. Die Edelsteine, die größten Massen von Gold und Silber sind verbreitet in den heißen Erdstrichen, und in den Ländern in ihrer Nähe. Amerika in seinem warmen Erdgürtel zwar jedem der köstlichen Erzeugnisse Aëens nur ein ähnliches, aber gleichsam roheres, gegenüberstellend, überwiegt dagegen in größern Schätzen edler Metalle; ihm darin ähnlich scheint das goldreiche, heiße und unwirthbare Afrika sich zu verhalten.

Schon aber die wärmern Länder des noch gemäßigten Erdstriches der cultivirten alten Welt sind reich an den feurigsten Weinen, an den vortreflichsten Baumfrüchten, an Oehle, so wie an der feinsten Wolle der Thiere ihrer Gebürge, und an einer Menge anderer hochgeschätzter Produkte.

Mit unaufhaltbarem Drange zog sich daher von jeher, und noch, der allgemeine Welthandel vorzüglich gegen jene Indien diesseits und jenseits des Ganges hin. Durch alle Umwege und Verschlingungen des wechselseitigen Verkehrs aller Länder des kalten und gemäßigten Erdstriches geht dorthin die große Richtung der Handels-Gewerbsamkeit; dahin wird

selbst das ängstlich erworbene Geld, so oft es auch im Kreislaufe wieder zurückkehrt, immer wieder zum Austausch gesandt. Dort sind die Reize für das kältere Leben des Nordens.

Das Land, woher die Gewürznelken und der Zimmt kamen, wo der Pfeffer wächst, zu entdecken, das trieb die Portugiesen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nach Ostindien. Dorthin auf westlichen Wegen von Europa aus zu gelangen, das war der Endzweck der ersten Entdeckungs-Reise von Columbus.

Reich und dadurch mächtig war von jeher jedes nördlicher wohnende Volk, jede Stadt, wenn sie auch vorher nur klein waren, geworden, die einen Theil von Indiens Haupthandel durch sich leiten konnten. Die Phönizier und Egyptianer; die Perser durch ihre Karawanenstraßen; Griechen über die Gegenden am schwarzen Meere; Palmyra als Nase auf dem Handelswege durch die syrische Wüste; die Araber über die Indische ihre Küsten umfassende See; Venedig über den rothen Meerbusen, und Alexandrien; die Portugiesen durch Umschiffung von Afrikas Vorgebirg; durch ihre Gewürzinseln die Holländer; die Engländer gegenwärtig durch ihr ungeheures Reich in Ostindien.

Auch die Spanier waren eine Zeitlang mächtig

durch Eroberung des goldreichen Amerikas, des Surrogates der alten Welt. Seine Indianer wurden gezwungen, bis zu ihrer Vertilgung in den Bergwerken sich anzustrengen. Millionen schwarzer Menschen entriß man Afrika, und entreißt Tausende derselben ihm noch, um Asiens späterhin nach Amerika übersiedelte Gewächse auch dort für das mächtige Europa zu bauen. Das Gold Amerikas floß über Europa, dort, ausser Spanien, jede Art des Kunstfleißes zu beleben, und vereint mit den Erzeugnissen desselben wieder nach Asien zurückzuströmen; um mehr und mehr Erzeugnisse Indiens und Chinas für Europa zu erhalten.

Nur zu oft schon, zum Unglücke der friedlichen Menschheit, fielen die mitternächtlich wohnenden, späterhin vorzüglich die nordwestlichen Völkerstämme mit dem Schwerte und dem Feurgewehr in der Hand in die mittäglichen Länder, um den minder kriegerischen Bewohnern des Südens gewaltsam zu rauben, was sie durch die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes noch nicht auf dem friedlichen Wege des Verkehrs erhalten konnten. Ströme von Blut wurden dann vergossen, um die Herrschaft des Handels in den Indien einander zu entreißen; und wegen ihr wurden die Kriege zum Theil mit einer Grausamkeit geführt, die man sonst nur bei blutigen Religions-Zwistigkeiten oder in Bürgerkriegen sieht.

Aber Colonien reißen sich los vom Mutterlande. Rohe Gewalt kann nur einmal die gesammelten Vorräthe der weichlichen Ureinwohner rauben, Unterjochte selbst verlangen eine Vergütung ihrer Sklaverei; sonst versiegt durch ihren Lebens-Überdruß, wie ehemals im Inselmeere der Antillen durch die Spanier, auch der Erwerb der Grausamkeit. Eine menschlich gerechte Erwidderung, im Eintausche der Erzeugnisse eines wärmern Himmels, durch nützliche Arbeiten des Kunstfleißes im Norden muß am Ende das allein herrschende Gesetz im großen Weltverkehr werden.

In den, an reizenden Genüssen wie an auffallenden Gefahren leerern Ländern der kältern Himmelsstriche entwickelt sich dagegen der abgezogene Verstand ruhiger und mächtiger; seine Anwendung auf den durch Noth und Bedürfniß zuerst getriebenen Kunstfleiß wird berechneter, er erfindet künstlichere Werkzeuge, und drückt nun gleichsam seinen höhern Geist den Erzeugnissen seiner Gewerbe auf. Europas Antheil an der allgemeinen Arbeit, die der Menschheit aufgelegt ist, ist vorzüglich auch dieser dem Verstande klar gewordene Gewerbefleiß. Seines Bodens Mannigfaltigkeit, und allgemein Mühe erfordernde, überall aber auch Mühe lohnende Fruchtbarkeit, die Ausdauer deswegen seiner Bewohner im Fleiße, ihr erhabenerer, über die Einbildungskraft herrschender

Verstand, ihre Wissenschaften daher und ihre vernünftige Freiheit, seine vielen schiffbaren Flüsse, seine vielfach vom Meere eingeschnittenen Küsten; alles sichert Europa so wie seine höhere Geistescultur, so auch seine, dieser zu grundlegende, von ihr wieder unterstützte Ueberlegenheit im Kunstfleiß, damit aber auch seinen überwiegend großen Antheil an dem Welthandel zwischen dem Norden und dem Süden.

An die Früchte desselben hat jedes Volk in der allgemeinen, unveränderlichen, Menschen-Natur gegründete darum unveräußerliche Ansprüche. Aber jedem droht auch Verarmung mit allen ihren die höhere Cultur wieder lähmenden Folgen; wenn es bei dem Wettstreite, in der verschlungenen Kette des allgemeinen Verkehrs auch sich unentbehrlich zu erhalten, und durch seine eigenthümliche Erzeugnisse den belebenden Reiz seiner bürgerlichen Thätigkeit das Geld, das es für fremde Genüsse aussendet, immer wieder zurückkehren zu machen, zurückbleibt, oder wenn es davon zurückgedrängt wird. Deutschland ist in diesem Falle, und am meisten sind es die kleinen Staaten in seinem Süden und Westen.

Vergebens ist jeder Versuch, ein Volk, das einmal über thierisches Bedürfnis sich emporarbeitete, auf das beschränken zu wollen, was sein Himmelsstrich ihm an bloßen Lebens-Nothwendigkeiten darbietet.

tet, oder seine Thätigkeit nur auf Erhaltung eines isolirten Daseyns wenden zu wollen. Nie haben sogenannte Luxus-Gesetze ihren Zweck erreicht! Selbst schädlichen Aufwand kann nur das Beispiel edler Einfachheit der Herrscher, und vorhandene Häuslichkeit im Volke beschränken, und bloß mindern. Nie haben, auch in den aufgeklärtesten Ländern nicht, patriotische Gesellschaften eine auch nur einseitige, gänzliche Entbehrung des Fremden länger aufrecht erhalten können, als die ersten Aufwallungen des Enthusiasmus währten. Es soll so nicht seyn! So gar die strenge, durch geglaubte Religions-Pflichten gebotene Enthaltbarkeit unserer Mönchs-Klöster, wie leicht trat nicht Reichthum, und selbst Ueppigkeit an ihre Stelle? So wich schon das eiserne Geld Spartas bald dem Golde der Perser; und Athen, so tapfer als Sparta, wo es Noth that, wurde geistig viel größer, weil es keine unnatürliche Entsayungen sich auflegte.

Es gibt eine Philosophie des Gewerbefleißes, die auf Beobachtung der Grundzüge der Menschen-Natur beruhend, in ihren Folgen für die höhere Cultur der Völker so wichtig wird, daß sie jeder andern Wissenschaft, abgesehen von der erhabensten Lehre, der der Religion, an die Seite gesetzt werden muß.

---



## II.

### Wissenschaft des Menschen; seine angeborne Beschränktheit hierin.

---

Es kann Wissenschaft nicht ein Erkennen der Natur der Dinge seyn, wie diese an sich sind oder waren; sie zeigt dem Menschen nur jener Verhältniß zu ihm, die für ihn möglich gewordene Kenntniß derselben. Eine bestimmte Empfänglichkeit für die Gegenstände unserer Wahrnehmung ist auch uns angeboren; nur durch sie kann, was auffer uns ist, zu unserem Bewußtseyn gelangen. So empfinden wir das Daseyn der stärksten magnetischen Kraft nicht, und würden wir die Bewegung einer Magnet-Nadel nicht gesehen haben, so wäre diese vielleicht die Welten beherrschende Kraft für uns gar nicht vorhanden; weil unsere natürliche Empfänglichkeit sich nicht auch auf sie erstreckt. Wie auf unsere Wahrnehmungen das Maaß und die Art dieser beschränkten Empfänglichkeit nothwendig wesentlichen Einfluß haben muß; eben so müssen wir auch auf unsere Betrachtungen, und

auf unsere Wissenschaft überhaupt, die von der Natur uns gegebene Gesetze unseres Denkens übertragen.

Wir verlassen uns hierin durch eine Art von Instinkt und mit Recht auf eine Uebereinstimmung der uns inwohnenden Empfindungs- und Vorstellungsform mit etwas, was in der Welt außer uns ihr entspricht. Denn es beweist schon die Fortdauer unseres körperlichen Daseyns, und daß wir bestimmte Zwecke durch Einwirkung auf die Aussenwelt zu erreichen vermögen; daß wirklich eine solche Harmonie, aus gemeinschaftlicher Urquelle entsprossen, in allem für uns Wesentlichstem wenigstens zwischen uns und der Natur außer uns statt finde. So widerspricht die äußere Natur schon demjenigen Bedürfnisse unseres Geistes nicht, alle Dinge außer uns in Beziehung auf Daseyn als neben einander und neben uns vorhanden, oder als aufeinanderfolgend so uns vorzustellen, daß wir zugleich ein allgemeines Gesetz von Ursache und Wirkung, das sie unter sich und mit uns verbindet, annehmen.

Aber nur noch der Mathematiker kann in innerer geistiger Anschauung ruhig an seiner Größenlehre fortbauen; nur die Resultate seiner Schlüsse, hat er die logisch richtig gezogen, straft auch die äußere Natur nie Lügen. Wenn sie ihm schon bey der wirklichen Anwendung derselben auf sie jedesmal zeigt,

daß er dieses und jenes, mehr oder minder bedeutendes, mit in die Berechnung zu nehmen, vergessen habe. Wohl beruht die Untrüglichkeit dieser Lehre zuletzt darauf, daß einerlei große Ursache eben so zwingend den Satz des Widerspruchs für das Denken des Menschen, als auch in der Außenwelt es unmöglich machte, daß eine Größe zugleich seyn und auch nicht seyn könnte.

Was aber sonst die Seele eines Menschen in Beziehung auf ein wirklich vorhandenes Einzelnes in der Außenwelt denkt, um für dasselbe eine entsprechende Ursache zu suchen und einen Zweck anzunehmen, was sie irgend vorausbestimmen und in der Wirklichkeit erreichen will; das ist möglichem Irrthum unterworfen. Wie oft fühlen wir uns nicht mehr oder minder getäuscht in unserer Voraussetzung, dieses müsse so seyn, jenes so kommen? und vernichtet nicht zu häufig ein ganz unerwarteter Erfolg unsere scharfsinnigste Wahrscheinlichkeits-Berechnungen?

Gründet sich wohl diese Möglichkeit des Irrthums bloß allein darauf, daß der Mensch zuweilen unbesonnen, und dadurch den Gesetzen seines eigenen Denkens widersprechend, aber demungeachtet richtig fortzuschließen wähnt? oder beruht sie nicht vielmehr darauf, daß es eine vielfachere Welt außer uns giebt, welche durch jene Harmonie zwischen unserer Logik und ihr, nicht ganz erschöpft wird, und die noch andern eigenen Gesetzen, ne-

ben und auffer jenen gemeinschaftlichen, folgt; die damit also auch Anderes unserer Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die doch noch weiter als unsere schaffende Denkkraft ist, darbieten kann. Von der Entscheidung dieser Frage hängt ab, was wahres Wissen seye? Ob, wenn ihm überhaupt Wahrnehmbares, auf uns einwirkendes, anßer uns zu Grund liege, doch in ihm bloß nur ein richtiges Auffassen der Formen unserer Darstellungskraft sich spiegle; oder ob mehr, ob Erfahrung dazu gehdre?

Was der natürliche Menschenfenn nie bezweifelte, daß es eine Natur auffer uns gebe, und die wir nicht bloß als vorhanden uns einbilden; das beweist doch wohl auch für den künstlich sich überredenden Zweifler der nächste beste von uns nicht vorausgesehene Zufall, und um so unwidersprechlicher, da er, der von uns unabhängige so häufig als selbst unsere heißesten Wünsche störend erscheint. Er beweist aber durch sein Erscheinen ferner, daß die Welt auffer uns nicht nur selbstständig und mannigfach, sondern auch, ohne uns, in Bewegung seye; daß sie nicht in todter Ruhe verharre, sondern in eigenem Gange weiter-schreite, einem Gange, den also nicht erst unser willführliches Denken ihr leiht.

Wir bemühen uns schon vergebens, durch die fruchtbarste Form unserer voraus thätigen, für sich aber ohne Erfahrung leer bleibenden, Darstellungs-

Kraft, durch die berühmte Form des Gegensatzes in stufenweise sich wiederholender Spaltung, (aus welchem die Philosophie der neuern Zeiten durch ein künstliches Verfahren wenigstens ein unter sich abgesondertes Dreifaches herleiten wollte) auch nur die durch Erfahrung uns als wirklich bestehend aufgedrungene Vielseitigkeit der Erscheinungen in dieser Außenwelt zu erklären. Obschon durch diese äußere Natur in allwege auch in uns, wie aber z. B. im Baue der Pflanzen und einiger niedern Thiere nebenher auch ein von einem Mittelpunkt ausgehendes gleichartiges Fünffaches, so noch verbreiteter ein Zweifaches aus einer Indifferenz, als Polarität, sich hinzieht. Schon die Verschiedenheit unsrer Sinnes-Eindrücke spottet, ihrem eigentlichen Wesen nach, der Beschränktheit einer solchen alles vorher bestimmen wollenden Darstellungs-Form, und verwirft sie als für alle unsere Erkenntniß genügend. Wer könnte je die wirkliche Empfindung der rothen, blauen, gelben oder grünen Farbe sich aus einem bloßem Dualismus des Lichtes vorstellen; hätte er sie, wie ein blindgeborener, nie selbst gesehen. Die fühlbaren Wirkungen der Schwere, die der chemischen Kräfte, der eigentlich körperlichen überhaupt, findet unser geistiges Wesen, gerade weil es selbst immateriell ist, nicht ursprünglich in sich, sondern bloß in seiner Erfahrung. Auch die Abtheilungen, in welche wir die einzelnen Eigenschaften der Körper ordnen, wenn wir

sie für sich betrachten, fügen sich freilich in die Formen unseres Denkens, eben weil sie durch diese, so weit es Eigenschaften sind, für uns geordnet werden; über den innern Grund aber, wie sie in einzelnen Körpern so verschiedentlich mannigfaltig zusammenkommen, und in solchem wesentlich verbunden auftreten, darüber schweigt unsere Vernunft gänzlich. Oder konnte je ein Philosoph sich rühmen, zu wissen, warum das Wasser mit dem Oehl sich nicht mischt, ob schon beides Flüssigkeiten sind, und selbst von gleicher Schwere seyn können? Oder warum dem weißen und schweren Quecksilber die größte Verflüchtbarkeit, der ebenfalls weißen und schweren Platina aber dabei die größte Feuerbeständigkeit und Unschmelzbarkeit zukommt? Solcher Beispiele ließen Tausende sich anführen.

Kann doch die Seele des Menschen nicht einmal den inneren Bau des eigenen Körpers, ohne von außen gegebene Erfahrung, durch Vernunftschlüsse im voraus darthun. Nach einer Anstrengung der Philosophen und Aerzte von Jahrtausenden her, gibt es noch sogar beträchtliche Eingeweide in uns, von deren Nothwendigkeit, Berrichtung oder Zweck wir nichts haltbares sagen können; deren Daseyn selbst wir nicht ahnden würden, wären sie nicht beim Oeffnen todter Körper gefunden worden. Hieher gehdrt die Milz, die innere Brustdrüse,

die Schilddrüse, die Nebenniere. Gilt doch sogar von den einzelnen, so sonderbar gebauten Theilen des Hirns, unseres materiellen Hülfswerkzeuges zu jenem apriorischen Denken, selbst das eben Gesagte!

So giebt es also eine Welt ausserhalb unserem innern denkenden Bewußtseyn, die unsern Sinnen auf eine Art sich aufdringt, von der wir vor dem wirklich erhaltenen Eindruck keinen eigentlichen Begriff uns bilden könnten, und von deren So und nicht anders Erscheinen im einzelnen Falle wir keinen Grund auszumitteln vermögen.

Wir sind gezwungen, unsern eigenen Körper in vielfacher Beziehung zu dieser äußern Welt, zu dem ohne Erfahrung uns zum voraus nicht Verständlichen zu rechnen. Durch ihn können wir jene in immer weiterem Umfang, aber nur durch Erfahrung wahrnehmen; und durch ihn sind wir als Menschen selbst noch Theil dieser Welt ausser unserem klaren Bewußtseyn. Nicht aber sind wir mit ihr in Eins zusammengefloßen; uns scheidet von ihr unser Geist, seines eigenen Ichs sich bewußt. Selbst unseres Körpers von ihr, als Natur ausser dem Menschen, getrenntes Daseyn macht ihn auf der andern Seite zu einem nähern Theil von uns, ihr gegenüber. Er selbst besteht übrigens nur unter immerwährender Wirkung und Gegenwirkung mit dieser Aussenwelt. So

vereinigt uns mit derselben auf der einen Seite er als Gemeinschaftliches; und auf der andern trennt uns von ihr unsere und ihre Eigenthümlichkeit. Daher umfaßt auch, weil wir etwas mit der äussern Welt gemeinschaftliches haben, unsere voraus bestimmende Darstellungskraft zwar einige ihrer allgemeinsten Gesetze; aber sie begreift doch nicht im voraus die zahllose Mannigfaltigkeit des jener Eigenthümlichen.

So trennt sich unser Wissen zuerst in das Bewußtseyn unserer selbst, und in die Kenntniß dieser von uns unabhängigen Natur. Dann nicht bloß der Aussenwelt Seyn und unser Körper sind ohne uns anderswoher gegeben; in engerem Kreise ist durch letztern die Form selbst unserer Empfindung und die Gestalt der Aeusserungen unseres Willens ohne uns bestimmt.

In unserem Innersten selbst sind sogar auch die Gesetze unseres Denkens, der ursprünglichen Freiheit unserer Seele ungeachtet, ihr eben so irgendwoher, ohne ihr Zuthun mitgegeben worden. Dieses beweist unseres freien Willens ungeachtet derselben zwingende Nothwendigkeit für unsern Verstand. Wir können sie zwar unserem Geiste beim Nachdenken angestrengt dienen lassen, oder in dumpfer Ruhe sie wenig benützen, wir können in immer feinerer Entwicklung sie einzeln uns selbst deutlicher machen, oder auch, ohne ihrer klar bewußt zu werden, uns ihnen

überlassen und wir sind darin frei; aber wir vermögen nicht, wenn wir auch wollten, ganz Anderes an ihre Stelle zu setzen. Nicht wir sind es, welche die allgemeinen Gesetze der Logik, oder Mathematik, nach unserem Belieben schaffen; wir finden sie nur auch in uns, und sprechen sie aus; ihr Grund liegt tiefer, als bloß in unserem Willen. Daher ist es immer derselbe mathematische Satz, man mag auf dem Wege der Messung, oder auf dem verschiedenen der Rechnung zu ihm gelangen; daher rechnet so oft der Mathematiker mechanisch fort nach einer einmal gefundenen algebraischen Formel, und trifft richtig auf ein neues Resultat, ohne daß er nöthig gehabt hätte, mit Bewußtseyn auch die Ausbildung desselben zu verfolgen. Damit giebt es aber auch eine zweite durch innere Anschauung dem Geiste zugängliche Wirklichkeit von Naturgesetzen, die wir ebenfalls nur, nachdem sie da sind, kennen lernen; und zwar überdieß nicht bloß eine solche, die noch auf körperliches Daseyn ausser uns Bezug hat. Es giebt selbst eine, welche keiner mathematischen Berechnung mehr fähig, die Begriffe des moralisch Rechten, Schönen und Erhabenen ordnend, an sich mit Zeit und Raum gar nichts mehr zu thun hat; eine höhere Mitgabe unserer Seele, die sie gleichfalls nicht schaffen, nur entwickeln und tiefer ausbilden kann.

Was aber nur immer uns gegeben ist oder wird, was nicht seinem Seyn oder Nichtseyn nach bloß in unserer eigenen Willkühr noch stehende Möglichkeit ist, wie unser Thätig seyn wollen oder nicht wollen, unser Ausbilden wollen bald mehr dieser, bald jener Seite unserer Geistes- oder Körperkraft, oder das Nichtwollen solcher Uebung; das kann nicht zu gleicher Zeit, so und auch wieder anders im einzelnen gegeben worden, mit andern Worten, nicht zugleich seyn, und auch nicht seyn. Eben so, was auch geschehen ist, kann nur einmal, also nur auf eine Art in der einzelnen That geschehen seyn. So ist Wirklichkeit alles das, was in Beziehung auf uns ein Gegebenes ist, und jede Wirklichkeit immer nur ein Einziges in ihrer Art.

Dadurch ist sie die Quelle aller Wahrheit; und damit wahres Wissen umfassende Kenntniß der uns sich darbietenden Wirklichkeit.

Genugthuend wird dieses Wissen für den Menschen nur dann, wenn es nicht bloß eine Klasse der Wirklichkeiten beachtet. Nicht ist er geschaffen, bloß leidend, das in sein Bewußtseyn aufzunehmen, was als Gegebenes nicht dann zum Theil zu seinem Werk wird. Jener tief in sein Innerstes sich erstreckenden Beschränkungen unerachtet steht seine freie Willens-Thätigkeit, das Wesen seines Geistes, gegenüber der in anderer

Beziehung ihm auferlegten, für ihn äußern Nothwendigkeit; seine Wahl, die auf künftige Wirklichkeit Einfluß hat, stellt er gegenüber dem Zwingenden der Gegenwart und der Unveränderlichkeit abgeschlossener Vergangenheit.

Er soll hier rastlos sich üben, und mit freier Anstrengung alle die ihm gegebene Gesetze, Werkzeuge, um seine Körper- und Geistes-Fähigkeiten zu leiten, ausüben zu seinem Fortschreiten.

Nicht soll er etwa sich begnügen mit immer weiter dringender Anschauung seines Ichs. Er soll eben so durch den seinem Willen untergebenen Körper eingreifen in die Natur außer ihm; damit er beide Zwecke, hier in der äußern Natur sich nicht unglücklich zu fühlen, und den höhern, geistiger Selbstvollkommenung, erreiche. Darum bereitete ihm schon seine äußere Stellung so viel Glück als Unglück, meist der eigenen Wahl und seiner größern oder geringern Vorsicht es überlassend.

Er kann durch äußerlich werdende Zeichen der innern Bewegungen seiner Seele auf seine gesellige Umgebungen einwirken; er vermag, so weit er die Eigenthümlichkeiten der leblosen Natur erkennen lernte, durch die mechanische Kräfte seines Körpers, mittelbar oder unmittelbar, sie zu seinen Zwecken zu verändern. In diesem letztern Sinne ist er Herr der Erde.

Er versucht seine schaffende Kraft; willkürlich vergleicht er, doch zu oft nur einseitig nach seinen bloßen Wünschen, Gegenwart und Vergangenheit mit seiner Vorstellung von Ursache und Wirkung; und bildet sich daraus Regeln der Wahrscheinlichkeit, nach denen er nun handelt, um eine seinen Absichten entsprechende künftige Wirklichkeit zu erzielen. Er bringt die ihm angeborene moralische Gefühle in Regeln, er sucht Ausdrücke für sie, die er von den Gesetzen seiner Denk-Formen entlehnt; er entwirft moralische Lehren und Verordnungen.

Sein Vorstellungs-Vermögen sucht er auszubilden durch Entwicklung künstlicher Abtheilungen und Gegensätze. Einen Zusammenhang in der ganzen Natur ahnend und fühlend, daß er ohne ihre Kenntniß nur träumend handeln würde, sucht er dabei die äussere Welt mit seiner innern in ein System zu bringen. So bemüht er sich, auch in Allem, was ihn umgiebt, Entsprechendes für seine gewonnene Darstellungs-Art aufzufinden. Diese aber hält er häufig in seinem Wissen allein fest, und überredet sich, dieses letztere schon durch jene zur umfassenden Allgemeinheit erhoben zu haben. Er wähnt zuletzt, es könne nichts weiteres mehr geben, und seiner einseitigen Vorstellungsart müsse sich auch fügen, was er sogar noch nicht erkennen konnte.

Nur zu leicht will er in die Formen des

einen ihm Gegebenen auch alles Andere zwingen, was gleichfalls ohne sein Zuthun in der Natur da ist, und andere Eigenthümlichkeit besitzt. Er vergißt dabei, daß er selbst nichts als ein kleiner Theil dieses großen Ganzen seye, und daß er bloß in so weit, als auch er ein Theil desselben ist, durch eigene innere Anschauung die dem Ganzen zukommende Gesetze, das allein Gemeinschaftliche, auch in der für ihn äussern Welt richtig zu erkennen vermöge; daß aber ihr sonstiges Eigenthümliches ohne Erfahrung voraus zu wissen, und ohne Beobachtung der Art der Einwirkung dieses Eigenthümlichen auf ihn und andere Dinge zu bestimmen, völlig ausser seiner Macht liege. Er übersieht eben so, daß bei der Mannigfaltigkeit der Ereignisse auch Ursachen wirken, deren Daseyn überhaupt er zum Theil zwar ahnden kann, aber für die er in sich keine unmittelbare Erkennungsfähigkeit findet; deren mancherlei Verwicklung mit von ihm klar Erkennbarem, für den einzelnen Fall nicht bloß nach ähnlicher Erfahrung wahrscheinlich zu bestimmen, sondern mit Gewißheit vorher zu berechnen, er also auch nicht im Stand ist.

So liegt im Vermögen des Menschen, im Wissen weiter vorzuschreiten, bei seines Geistes thätiger Freiheit die Möglichkeit, doch eine meist durch seine Schuld ins Leben tretende, daß er auch irren kann.

Je mehr er in eitler Selbstgenügsamkeit allein von sich aus schliessen will, je weniger zugleich er vielseitige Erfahrung sucht und benützt; desto häufiger, notwendig, werden die Irrthümer in seinem Handeln und Wissen, und desto mehr entfernen sie sich von der Wirklichkeit in einer Welt, die ihm gegenüber selbstständig ist, und die sein Geist völlig zu umfassen, hier so wenig noch vermag.

Daß er sich aber nicht ganz in seinen Irrthümern verliere, daß nicht, wie im Traume, wo richtiges Erkennen wilder Einbildung den Platz räumt, seine Geistesthätigkeit am Ende gleichsam schrankenlos verschwimme, ohne den Zweck der Selbstbildung zu erreichen, und zuletzt keines richtigen Gefühls ihres eigenen Daseyns mehr mächtig zu seyn; dafür sorgt uneben diese unbeugsame strenge Wirklichkeit, am meisten die, welche der Mensch durch sein eigenes Handeln hervorruft. In seiner Fähigkeit, Veränderung außer sich zu bewirken, beschränkte ihn die Natur, soviel und für ihn wichtiges auch sie seiner Anstrengung einräumte, durch unveränderliche Gesetze zuerst seines eigenen Körpers, dann durch die der Außenwelt. Sie ließ ihm hier nur das weite Feld der Möglichkeiten und Träume völlig frei. Nicht wie der Mensch will, wirkt die Natur außer ihm zurück, wohl aber durch bestimmte, ihr eigenthümliche Kräfte,

die er wecken, aber nicht schaffen kann. Der ursprüngliche Willen, sie in Bewegung zu setzen, ist sein; die Folgen aber seiner Einwirkung verlaufen von ihm unabhängig. Bemüht er sich doch oft schon in seinem geistigen Reiche selbst, im eigenen Gedächtnisse vergebens, zu finden, was er sucht; und sind die Organe seines Denkens nicht geübt oder krank; so denkt er umsonst nach, und begreift das Schwere nicht, wenn er auch will. Kann er zwar oft den Geist Anderer neben sich bestimmen, so ferne sie ihm gleich denken oder fühlen; so bewirkt er dagegen nur zu häufig in ihnen oder durch sie das Gegentheil von dem, was er wünschte, bloß weil jeder der Andern von ihm auch verschieden ist, und er dieses nicht wußte. Und obschon er die Werkzeuge seines eigenen Körpers nach seinem Willen anwenden kann zu mechanischer Kraft-Aeusserung; so hängt doch die Art derselben und zum Theil ihr Maß von der Form und der Stärke ihrer organischen, von seinem Willen unabhängigen, Bildung und Lebenskraft ab. Noch weniger läßt Er selbst in der äussern Natur das Saatkorn wachsen, und Früchte tragen; seine Hand vertraut es nur der Erde an, obschon er sie dazu vorbereiten kann. Nicht er erschafft die plöblich wirkende Kraft des Pulvers; er fügt bloß die Theile desselben zusammen, und nähert ihnen Feuer. Nach innwohnenden chemischen Kräften, über die er nichts mehr vermag,

erfolgt nun der Schlag, ohne Rücksicht, ob er zum Zweck des Menschen diene, oder gegen seinen Willen ihn selbst zerschmettere.

Nicht bloß das Laster, nur zu oft strafft das Schicksal schon Irrthum und Unwissenheit mit gleich unerbittlicher Strenge! Die Natur ausser dem Menschen ist ihm, gefühllos für seine Leiden, bloß unterthan, wenn er ihre Eigenthümlichkeit durch Erfahrung kennt, und wenn er den Umfang der eigenen Kräfte zu schätzen weiß, die er nur durch Uebung erhöhen kann. Nur so kann er das Maäß des hier für ihn möglichen Glückes erreichen. Ohne Kenntniß der Wirklichkeit verfehlt oft selbst die Anstrengung seiner Verzweiflung ihren Zweck; und die ganze Menschheit wäre ohne wahres Wissen nichts als ein trauriger Spielball des Zufalls. Nicht bloß eine höhere Entwicklung der Menschheit und das ganze Wohl der Gesellschaft, des Individuums Erhaltung selbst kann bloß solches wahres Wissen sichern.

Daher aber soll auch der Gelehrte nicht mit sich zufrieden seyn schon im Glauben, seine allgemeine Sätze aussprechen zu können, unbekümmert um die Richtigkeit ihrer Anwendung. Er auch hat die Pflicht, der Gesellschaft ausser ihm zu erstatten, was ihre Unterstützung, ihm vom Augenblick seiner Geburt an gegeben hat; auch Andern, die neben und nach ihm

Selbstzweck sind, soll er, wo er kann, helfen. Dazu nun bedarf er in jeder Lage mehr oder minder umfassender, ungefälschter Kenntniß von der Wirklichkeit. Ohne sie bleibt er ein Unmündiger, den bloße Gutmüthigkeit Anderer ernährt; oder er schadet auch bei dem besten Willen, wenn ihm zufällig gestattet wird, in die Verhältnisse des Lebens seine einseitigen, darum nur halbwayahren Ideen einzuflechten.

Was aber gegenwärtig unter den gebildeten Völkern eine Generation der andern von ausgearbeiteter Wissenschaft übergiebt, um sie meist auf dem frühern Grunde immer weiter fortzubauen, das ist zum Theil und immer noch eine Mischung von Wahrheit und gelehrten Träumen; ein, obschon hie und da auf Wirklichkeit gegründeter, doch psychologisch-historischer Roman. Je mehr auch die einzelne Zweige der Wissenschaft sich ausbreiteten, desto mehr mußte sie in den Schulen in vielen ihrer wichtigsten Theile aus lebendiger Anschauung einschrumpfen zu bloßer Kenntniß aus Büchern. Namen und Erklärungen von Systemen und Eintheilungen mußten an die Stelle der Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst, mit ihren Verhältnissen und Eigenschaften treten. Daher ist für nur allzuvielen, ohne daß sie je zur Quelle alles Wissens, zur Erforschung der Natur selbst zurückkehrten, die Wissenschaft bloß in der Tra-

dition in vollständigen Hefen und in Büchern, in welchen man nachschlagen kann, wenn etwas vorkommt, das auswendig zu lernen, vergessen worden; sonst ist sie für solche nirgends. Wie weit wahr oder irrig? kümmert sie wenig; sie lernen Worte nach der Vorschrift auswendig. Wer aber so beschränkt sich bildete, muß der Gesellschaft in der wirklichen Welt zurückgegeben, einst ohne Sinn an den Buchstaben derjenigen Geschäftsformen sich halten, die er schon antrifft. Er wundert sich vielleicht, daß bei der Ausführung das Gegentheil von dem Beabsichtigten sich ergebe; allein er weiß nicht zu helfen. Er begnügt sich, seine Tabellen mit einer Spalte weiter zu vermehren, um solchen Erfolg als besondere Bemerkung einzutragen, weil er sie in den übrigen nicht unterzubringen wüßte. Jede auch noch so zweckmäßige Verbesserung muß in seinen Augen nothwendig eine schädliche Neuerung seyn; und bey der, wie ihm zuletzt dünkt, täglich schlimmer werdenden Welt versieht er mechanisch sein Amt, sich und noch mehr Andern zur Last. Sein größtes Verdienst ist seine Sterblichkeit, daß ein Besserer für ihn eintreten kann.

Doch hat er wenigstens einen Theil derjenigen Wahrheit erlernt, welche Bücher enthalten. Trauriger für die menschliche Wissenschaft, und Seuchen-

artig von Zeit zu Zeit durch sie der Gesellschaft schadend sind die Schulen, welche selbst Büchergelehrsamkeit verachten, demungeachtet aber die Wirklichkeit in der Natur zu befragen, um so mehr für überflüssig halten, als diese äussere Natur sogar, so seyn muß, wie das selbst geschaffene dürstige aber desto anmaßendere System sie setzte. Das menschliche Wissen ist zu solcher Zeit damit abgeschlossen, daß die Schule auf ihre Art das ganze, oder wenn sie nur für einen besondern Zweig der Wissenschaft zu sorgen hat, ein einzelnes Fachwerk unseres Geistes aus einem obersten Grundsatz mit scharfsinniger Einseitigkeit erklärt, widerspreche bei der Anwendung auch die alltäglichste Erfahrung, und zeige sie aufs fühlbarste die Unzulänglichkeit. Der dadurch und durch die Leichtigkeit, womit das System erlernt und in Wortspielen auf die ganze Natur ausgedehnt werden kann, bestochene Zögling bedarf nun weder der Erfahrung anderer mehr, noch des Erwerbens eigener! Seiner Zeit verlangt aber die Gesellschaft von ihm Arbeit in der Wirklichkeit. Sie fällt entsprechend der Unnatur aus, die er, wie einen Götzen von Menschenhänden gemacht, anzubeten gelehrt worden; und doch soll sie nach ihm nichts weniger bewirken, als Verbesserung von Grund alles Bisherigen. Die Welt verwirft sie bald mit Unwillen oder aber verfolgt unbekümmert um geträumte Systeme ihren durch das, was wirklich

noth thut, vorgeschriebenen unaufhaltbaren Gang, den naturgemäße Einwürfen zwar befördern, unnatürliches nur auf kurze Zeit stören kann. Nach wenige Zeit daurendem Aufsehen, welches die Anmaßung des blinden Verbesserers erregt hatte, der alles Bisherige verachtend alles neu aufbauen wollte, verstummt er für immer. Er wird vergessen, weil er unkundig der Natur und zur Unfähigkeit ihrer Erforschung gebildet, oft kaum noch zum untergeordneten Werkzeug einer vorgeschriebenen Alltags-Arbeit taugte; und häufig am Ende froh wurde, auch nur eine solche Stelle zu erhalten. So sollte es nie seyn!

Mit Recht preist man, solchen Verirrungen zu entgehen, das Lesen der Schriften der classischen Alten. Sie hinderte noch weniger gelehrtes Vorurtheil, weniger eine durch systematische Möglichkeiten schon halb gesättigte Empfänglichkeit, den Eindrücken der Natur ganz sich hinzugeben; und diese, wie sie ist, wieder darzustellen in den Werken ihres Geistes. Wir werden von Kindheit an künstlich erzogen in seit Jahrtausenden herkömmlicher Bildung; und überlieferte Erklärungen werden uns in größter Anzahl aufgedrungen, noch ehe wir einen ihrer Gegenstände kennen lernten.

Doch bleibt die Natur selbst ewig neu, und nur sie ist die reinste Quelle unseres Wissens; auch wir

sollen auf eine Zeitlang vergessend unserer Theorien und Vorausbestimmungen, in jedem Fache uns öfters ihren ununterdrückbaren Lehren überlassen; und zweifelnd sie hauptsächlich um Wahrheit befragen. Belehrende Natur ist alles, was wirklich ist, und wirklich war, was nicht bloß willkürlich träumend Menschen annahmen: es müsse so seyn, so gewesen seyn. Selbst die wahre Geschichte unserer Systeme und Irrthümer, gehört zu den wirklichen Urkunden der Entwicklung der Menschheit überhaupt. Doch bezeugt diese Geschichte nur allzuhäufig bloß die Wahrheit, wie einseitig der Mensch seye, wie weit er oft irrte; sie dient nur, die Folgen entwickelnd, zur ersten Warnung vor neuem Irrthum. Was aber Irrthum gewesen seye? das kann erst durch vergleichende Kenntniß in Gegenüberstellung zu dem Unveränderlichen, und ohne Zuthun des Menschen immer Wiederkehrenden in der Natur dargethan werden. So kann höheres Wissen immer nur der erlangen, welcher zugleich diese selbst in vielseitiger Beziehung zu erforschen strebte. Aber auch in beschränktem Wissen wird für die Gesellschaft derjenige noch wahrhaft brauchbar, der wenigstens nicht durch Ueberlieferung allein, sondern durch eigene gründliche Erforschung seines Faches, damit immer unbefangen und nicht einseitig, für dasselbe sich gebildet hat. Dann schwinden die bloß theoretischen Vorurtheile. Wer auch nur einmal aufmerksam eine

neue Untersuchung selbst wagt; wird, je weniger er zuvor zweifelte, was aus ihr hervorgehen müsse, um so stärker davon betroffen sich fühlen, daß er gewöhnlich Etwas völlig Anderes findet, als er suchte; nie wenigstens in der Art es trifft, wie er es vermuthet hatte. Dant wird er auch in andern Fällen selbst bei der bestimmtesten Versicherung, es müsse etwas zum voraus wahr seyn, prüfen: ist jene Behauptung denn auch wahr?

Nicht was er bei seiner Untersuchung fand, ist vielleicht der aufgewendeten Mühe werth; wohl aber ist es die erwachende Gewöhnung zu vorurtheilsfreiem eigenem Urtheil. Nicht das Unmögliche, alles selbst in der Natur erforschen zu wollen, soll der Einzelne versuchen. Dazu reicht das Leben eines Menschen nicht hin und noch weniger die Zeit, welche die Einrichtung der Gesellschaft ihm zu seiner Bildung gestattet. Er hat genug gethan, wenn er, vieles von andern erlernend, sich zugleich zu gründlicher Würdigung desselben fähig machte.

---

---

### III.

## Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur?

---

Es ist nicht die unwichtigste unter den Wahrheiten, welche der berühmte Baco von Verulam (in seinem novum organum) ausspricht; daß der Mensch die Natur nur, während er ihr gehorcht, zu überwinden vermdge.

Nirgends wohl erweist sich dieses so überzeugend, und nirgends bestraft sich daher Unkenntniß der Natur so unmittelbar und so ernst als in der Heilkunde. Darum mdgen hier einige Bemerkungen über die eigentliche Stellung der Arzneiwissenschaft im Kreise des menschlichen Wissens stehen; weil sie bei ihren wichtigen Folgen doch unter den praktischen Lehren zugleich die dunkelste ist, schon wegen ihrem unmittelbaren Gegenstand. Durch die Heilkunde greift der Mensch in seine eigene Natur ein, er giebt dabei dem blindesten Zufall seine Gesundheit

und sein Leben preis; wenn er nicht vor allem zu erforschen sucht, was ist diese seine eigene Natur? Und doch ist er sich selbst das räthselhafteste aller erkennbaren Dinge! Fragen wir darum zuerst, als welche Art von Wesen erscheint er sich selbst?

So bald er nur über sich nachdenkt, wird er auch dadurch in sich eines geistigen Ichs sich bewusst, dem gegenüber er sogar seinen Körper als etwas jenem Aeußeres betrachten kann; obgleich dieses Beides in jeder auf diesen Körper sich beziehenden Empfindung untrennbar steht. Unerforschlich ist ihre eigentliche Verbindung. Gewiß aber, daß der Geist des Menschen nur mit zunehmender Entwicklung seines Körpers vielfeltiger und freyer sich kund zu thun vermag; daß er nur mit dessen Hülfe Bestimmtes zu empfinden, sich vorzustellen, zu denken und zu wollen im Stande ist; daß er nur unter Mitwirkung dieses Körpers in ihm sich Seiner selbst erinnern kann.

Und doch fühlt die Seele des Menschen sich unter allen Umständen als eine geistige Einheit, während sie ihren Körper schon bestimmt als ein aus, unter sich verschiedenen, Theilen Zusammengesetztes wahrnimmt. Ihrem Wesen nach in sich frei und darum einer Wahl fähig, wenn gleich durch Gründe zu jeder wirklichen Handlung sich bestimmend, muß

sie eine von ihrem Körper wesentlich verschiedene Art von Seyn haben; weil dieser, wie jede Materie, aller seiner innern Veränderungen ungeachtet doch an sich ohne Freiheit ist, bloß Gesetzen willenloser Nothwendigkeit folgt, so weit er nicht von dem Willen der Seele beherrscht wird. Unmeßbar durch irgend eine Größe, welche auf den Raum Bezug hat, zeigt sich auch alles rein Moralisches der Thätigkeit unserer Seele; während kein Verhältniß der Körperlichkeit, so wenig als das Daseyn solcher selbst, anders sich auch nur denken läßt, als im Raume, oder Raum einnehmend. So stehen in ihren Eigenschaften Geist und Materie im Menschen zwar in innigster Verbindung, und doch ihrem Wesen nach einander, gänzlich geschieden, gegenüber. Jener, von dem es kein Bild geben kann, an sich vom Raume unabhängig; diese nothwendig Raumerfüllend, Unvergleichbar ihrem Seyn nach, unter einander, kann auch kein gleicher Bezug beider zu Zeit und Ewigkeit statt finden. Die Seele mit ihren geistigen Beziehungen ist, da wir uns als geistigen Ichs unumstößlich selbst bewußt sind, ein entscheidender Beweis; daß es Dinge giebt, die wir durch unsere Körper-Sinne nicht erkennen können; Naturen die einen Theil des Alls ausmachen, außer den körperlich wahrnehmbaren.

In ihrem eigenthümlichen Gebiete kennt die forschende

de Seele für ihre Vorstellungen und Hoffnungen keine Schranken. Aber auch unser Körper ist ein, obgleich unendlich kleiner, abgesondertes Theil einer unermesslichen materiellen Welt, deren äußerste Gränze uns gleichfalls noch keine Beobachtung kund gethan hat. Dem Punkte gleich, in welchem zwei endlose Linien sich schneiden, die disseite und jenseits einen ins Gränzenlose sich ausbreitenden Raum zwischen sich fassen, steht so der Mensch an der Gränze zweier für seine Begriffe entgegengesetzten Unermesslichkeiten. Seinem gebietenden Theile nach, der Selbstzweck ist, gehört er der immateriellen geistigen Natur an, seinem sichtbaren Theile nach der materiellen.

Ist aber auch unser Körper-Leben, so weit es selbst im Schlafe oder überhaupt, ohne daß wir uns seiner bewußt sind, noch statt hat, da ein Geist durch seine Freiheit als eine ursprüngliche Thätigkeit bezeichnet und eine willenlose Materie, so innigst in uns verbunden sind, bloß dem erstern, dem Geiste angehörig; oder ist es noch etwas außer der Thätigkeit jenes für sich Bestehendes? Folgendes dürfte entscheiden.

Unsere Seele ist sich keiner Trennung, keiner Verringerung ihres geistigen Ichs bewußt, wenn auch ein großes lebendes Glied von unserem Körper ab-

genommen wird. Dieses abgenommene Glied kann aber noch lange für sich zucken; nur allmählig erlischt in ihm jede Spur von Reizbarkeit. Auch kennt die Seele durch unmittelbare Wahrnehmung weder den größten Theil der nie aufhörenden Lebensbewegungen im Innern unseres Körpers, noch vermag sie dieselbe zu beherrschen. Ohne ihren Willen aber vermögen äußere Reize durch Entzündung auch sonst empfindungslose Theile schmerzhaft zu machen, oder aber dem Willen der Seele vorher unterworfenen Organe durch Lähmung ihrem Einfluß zu entziehen; somit also, ohne des Geistes Zuthun, Theile des lebenden Organismus in diesem zur Sphäre der Wechselwirkung zwischen dem Körper und der Seele heraufzuheben, oder sie aus dieser Sphäre wieder herabzurücken. Und doch leben solche Theile, nur in höherem oder niederem Grade, aber unter beiderlei Umständen organisch fort. Die ganze künstliche Bildung unseres Körpers, sein Wachsthum, alle sein Leben begleitende Umwandlung des ihn darstellenden materiellen Stoffs, hat die Natur gänzlich einer unmittelbaren Willensherrschaft der Seele entzogen.

Auch von seinen Krankheiten, vom regelwidrigen Leben des Körpers also, gilt dieses. Selbst die magnetische Heilseherin, die glaubt, deutlich das Innere ihres Körpers und seine Krankheit zu erblicken, sucht

in ihren Träumereyen, um sich zu helfen, abentheuerliche Arzneimittel auf; weil auch sie sich genöthigt fühlt, Krankheit zwar als einen Zustand des Lebens, aber als etwas von der Seelenthätigkeit unabhängiges, dieser gegenüber im Körper Selbstständiges, anzuerkennen.

Es lebt endlich ein großes organisches Reich, das der Pflanzen, ohne Spur von Freiheit oder Wahl in den Aeußerungen seines Lebens, also ohne Zeichen des Daseyns einer Seele. Zum Theil selbst sichtbare Bewegungen zeigt zwar in einzelnen ihrer Organe auch die Pflanze auf äußern Reiz, aber nur auf solchen, welcher schon auf sie gewirkt hat; sie kann nicht, wie das beseelte Thier auch diejenigen Reize auffuchen, die für sie noch nicht da sind. Gegen einen nassen Schwamm hin erstreckt eine kriechende Pflanze ihre auslaufende Ranken, aber erst, nachdem die Wasserdämpfe schon auf sie eingewirkt haben; ein durstiges Thier sucht auch da Wasser auf, wo keines ist. So entbehrt die Pflanze jeder solchen innern Thätigkeit, die durch Freiheit oder Wahl als ein Geist sich bekundete; und doch lebt sie!

So ist man genöthigt, dem organischen Leben der Körper an sich, unabhängig von Seelenthätigkeit, eine Selbstständigkeit zuzuschreiben; selbst da, wo es wie beim Menschen Bedingung der Fortdauer

dieser Lebenskraft ist, daß der Körper noch beseelt bleibe. So ist im Menschen eine zweite Natur innigst verbunden mit seiner geistigen, aber ihrem Seyn nach unabhängig von dieser. Damit wird aber auch Kenntniß von der Beschaffenheit dieses Körper-Lebens Gegenstand der bloßen Erfahrung für unsern Geist, wie alles andere ihm Aeußere. Auch in der Arzneiwissenschaft, welche mit den Verirrungen des organischen Lebens sich beschäftigt, kann nun nur Beobachtung das Unzureichende bloßer wenn auch folgerechter Schlüsse ersetzen, die der Geist aus sich nähme. Theorie kann der Heilkunde nicht mehr an der Stelle umfassender empirischer Kenntnisse genügen; schon darum nicht, weil diese mit etwas Anderem, als mit angewandter Psychologie es zu thun hat.

So weit er körperliche Erscheinung, das edelste der Thiere ist, gehört der Mensch überhaupt zur Classe jener zahllosen Millionen vorübergehend lebender Geschöpfe, der Pflanzen und Thiere, die das feste Land, wo immer es aus der Luft befeuchtet wird, bedecken; oder welche die Wassersammlungen und das Meer bevölkern; zu der Welt von Einzelwesen, die getrennt in verschiedene fast unzählbare Arten, doch alle zusammen gleichsam nur einen unendlich dünnen Anflug auf der Oberfläche des großen Erdballs bilden, der uns trägt.

Ist ihr organisches Leben, das als solches wir nicht von einem Beseelt-Seyn ableiten können, dem wir auch neben diesem eine Selbstständigkeit zugestehen müssen, bloße Vereinigung der nie rastenden Thätigkeiten der großen anorganischen Natur, die etwa auf der Gränze des Erdballs in unzähligen, in sich abgeschlossenen, unendlich kleinen Brennpunkten zusammenträten? oder ist es auch etwas Eigenthümliches, selbst unter der materiellen Natur? Die Stellung der Lehre vom Leben, also auch die von norrnwidrigem Leben, womit sich die Heilkunde beschäftigt, hängt von Entscheidung dieser Frage ab; und sie von genauerer Betrachtung der äußern Natur überhaupt.

In dieser unsern Sinnen wahrnehmbaren Natur wird das Bestehende, das nach unserer Wahrnehmung einzig Unvergängliche, gebildet durch die, dem Gesetze der Schwere folgende, ponderable Materie; die an sich keiner Zunahme, keiner Abnahme fähig, nur theilbar, nach unsern Begriffen, ins unendliche ist. Auch die Eigenthümlichkeiten der etlich und 50 Arten derselben, welche unsere Chemie bis jetzt entdeckte, die sie nicht in andere zerlegen, und deren keine sie in die andere verwandeln kann, zeigen unter gleichen Umständen sich eben so unveränderbar; als unvertilgbar das Daseyn jeder Art des wägbaren Stoffes selbst ist.

Diese schwere körperliche Materie kann jedoch,

obchon an sich träge und starr, in verschiedenen Zustand ihres innern Zusammenhanges gerathen, und bewegt werden. Flüssig geworden kann sie andern ähnlichen Stoff wechselseitig chemisch durchdringen, von ihm mit Beibehaltung ihrer wechselseitigen Eigenthümlichkeit sich wieder trennen; in Verbindung mit anderer ähnlicher, verschieden nach Verschiedenheit dieser Verbindung auf andere Dinge außer sich einwirken.

Neben ihr sind es nun flüchtig erscheinende und flüchtig wieder verschwindende Wesen, welche diese gewichtige Materie durch ihr Zutreten zu ihr in so verschiedene äußere Beschaffenheit versetzen; sie sind kein bloßer besonderer Zustand des schweren an sich unveränderlichen Stoffes; sie können ihn nicht durch Verdichtung darstellen, er nicht durch Verdünnung sie bilden. Nur so lange diese Wesen in Thätigkeit sind, so lange sie ausstrahlen, sind sie da; in der Ruhe verschwinden sie gänzlich, zurücktretend wieder aus der wahrnehmbaren Natur. Es sind dieses die sogenannten unwägbaren Flüssigkeiten, die magnetische Strömung, das Licht, die Elektrizität und die Wärme. Der fürchterlichste Blitz ist ein Nichts, sobald er eingeschlagen hat; mit Verdunklung der lichtaussendenden Quelle verschwindet dieses auch im größten Raume, den es erfüllt hatte, plötzlich, ohne eine Spur zu hinterlassen, wo es hingekommen seye. Jeder Art

jener Imponderabilien kommt übrigens wesentliche Eigenthümlichkeit für sich zu. Wärme und Elektrizität machen sich auch Platz zwischen schweren Körpern, sie auseinander treibend; Licht und Wärme breiten sich selbst im luftleeren Raume aus; Elektrizität läßt sich sichtbar im leeren Raume des Barometers längs dem Glase hinauf leiten. Alle Imponderabilien lassen sich anhäufen in bestimmten Räumen, und mit Ausschluß der magnetischen Strömung sich beschränken in ihrer Ausbreitung. So erscheinen sie, in eigener Art von Seyn zwischen den uns unvergänglich vorkommenden schweren Körpern, und der Erscheinung der bloß vorübergehenden Bewegung derselben; sie gehören nicht zu den ersteren, und sind nicht bloß letztere.

In der Thätigkeit des Magnets, der Elektrizität, und einigermaßen der des Lichtes, zeigt sich ein Gegensatz ihrer Richtung, nach zwei Seiten hin, oder geschiedene Polarität; das eigentlich formgebende Princip der anorganischen Natur. Ohne Einwirkung der Imponderabilien entsteht keine chemische Handlung; selbst das Wiedererstarren flüssig gewesener schwerer Materie wird noch in ihrem Entweichen von ihnen in bestimmte Formen, Crystallisationen, geordnet. Im Innern selbst unseres Erdballs ist thätige Wärme; Licht, von der Sonne unverfiegbar ausstrahlend, entwickelt Wär-

me auf seiner Oberfläche, und bedeckt ihren größern Theil mit flüssigem Wasser, dem Meere, das ohne sie als Eis starr und bewegungslos wäre. Elektrisch-magnetische Strömungen umkreisen beständig die Erde. Sonst-daurend-elastische Gasarten können, mit Entweichung von Wärme, zurückkehren in tropfbar flüssigen Zustand, durch Wärme also auch gebildet seyn. Im fast immer bewegten Lustraum findet ein selten ruhendes Spiel freyer Elektricität statt. Diese Imponderabilien im Gegensatz zu der schweren Materie sind auch einer Vermehrung aus sich fähig. Ein entzündetes Pulverkorn kann tausende anstecken; mit einem Magnetstab kann man jede beliebige Menge anderer Eisenstäbe magnetisch machen, ohne daß dadurch der erste von seiner eigenen Kraft verliere. So könnte man die überall verbreitete Imponderabilien die Lebensflüssigkeit der äußern großen Natur nennen.

Höher aber noch, als diese Wesen schon von starrer Körperlichkeit sich entfernen, steigt die für uns äußere Natur zu einem andern bloß vorüberfliehenden Etwas; zur reinen Bewegung. Diese ist zwar nur bei dem Daseyn schwerer Körper, dem der unwägbareren Flüssigkeiten oder dem des organischen Lebens, und bloß vermittelt dieses Daseyns erkennbar; im Raume zeigt sie zwar sich thätig, aber in ihm, wie der durch eine Reihe einanderberührender Kugeln fortgepflanzte

Stoß zeigt nichts um seine Stelle einzunehmen, verdrängend; sie erscheint also so weit als bloßes Attribut der Materie, und entbehrt hierin jedes Kennzeichens selbstständiger Körperlichkeit. Aber in der Anziehung durch die leere Himmelsraum hindurch auf die entfernteste schwere Körper Einfluß äuffernd, wie auch beim Nichtvorhandenseyn erkennbarer Impponderabilien, durch den leeren Raum unserer Werkzeuge hindurch wirkend, spricht sich eine der Quellen der Bewegung dadurch doch etwas Selbstständigem gleich aus; indem Anziehung die Gränzen jeder wahrnehmbaren Materie völlig überschreiten kann. Der Stoß selbst, der die Reihe aneinander liegender Kugeln durchwandert, und ohne die Lage der mittlern zu verändern, in der letzten derselben wieder wirksam erscheint, erweist sich als etwas sich selbst Gleichbleibendes, das als ein solches von einem Körper dem andern übergeben werden kann.

Diese Bewegung ist das allgemeinste Werkzeug der wechselseitigen Einwirkung aufeinander aller Classen von Erscheinungen in unserer wahrnehmbaren Natur. Die Gesetze des Stoßes, und des Hebels zeigen sogar, daß in einander umzubildende Verhältnisse zwischen der Kraft der Bewegung, dem Raume, und der Zeit, also selbst zwischen den Bedingungen der Möglichkeit jeder Erscheinung statt haben; Verhält-

nisse, die voraus berechenbar am reinsten die Gesetze absoluter Nothwendigkeit aller materiellen Natur darstellen. Bewegung muß als Bedingung der Erscheinung der Imponderabilien, dieser vorangehen; fortgesetzt ist sie die Bedingung ihrer Fortdauer. Sie leitet auch jede chemische Handlung ein. Sie veranlaßt den schweren Körper, seine Lage zu verändern, seinen Raum zu wechseln; sie ist das Mittel der Trennung seiner Theile, so wie ihrer Wiederezusammenfügung.

Sind es nun vereinigt, diese schwere Materie, diese Imponderabilien, diese Bewegung, welche auch den Körper des Menschen darstellen, indem sie zugleich den Grund seines organischen Lebens enthalten? oder muß noch etwas Anderes hinzutreten, damit dieses letztere auch werde? Alle jene Hauptklassen von Erscheinungen, die wir in der großen äußern Natur wahrnehmen, doch nicht jede einzelne ihrer Arten, sind wenigstens erkennbar auch in jedem lebenden Geschöpf.

So ist es der gewichtige Stoff, der seinen Körper darstellt, ihn wie andere ebenfalls dem Einfluß der Schwere unterwirft, den Raum mit Ausschluß von andern erfüllen läßt, ihn mechanisch trennbar und mechanisch zerstörbar macht. Dieser Stoff war vorher da, ehe er versammelt wurde, um ein organisches Geschöpf zu bilden; er ist unvermindert nachher vorhanden,

wenn dieses abgestorben, wieder auseinandergeht. Dreizehn Arten der wägbaren Materie scheinen es zu seyn, welche zur Bildung des menschlichen Körpers zusammentreten. In einigen andern Organisationen scheinen ihrer auch noch andere, z. B. Kupfer, Kieselmetall, Zed, hinzutreten; in den niedern Organisationen aber es ihrer überhaupt weniger zu seyn. Doch giebt es eine, gleichsam gemeinschaftliche, größtentheils leicht in Luftform aufzulösende, nie aber bloß im Verhältnisse zweifacher Verbindung bestehende Zusammensetzung des organischen Stoffes überhaupt.

Das Leben in solchem Körper begleitet nun auch eine nie ruhende chemische Handlung in jenem wägbaren Stoff. Darum ist flüssiges Wasser Bedingung aller Entstehung von Organismus; und deswegen kann thätiges Leben nur sich äußern im halbweichen Stoff der Pflanze oder der Thiere, der im Uebergangszustand von flüssiger zur festen Form, oder umgekehrt, sich befindet.

Aber der Thätigkeit der Imponderabilien kann das rege Leben auch sonst nicht entbehren. Die Sonne ist die Pflegerin der lebenden Schöpfung überhaupt; ohne freie äußere Wärme besteht kein Leben. Selbst auch im Innern des eigenen Körpers muß ein schwacher ihm angehöriger Verbrennungsproceß, der mehr oder minder merkbar für sich freye Wärme entwickelt,

fortdauren; wenn das Leben nicht erlöschen solle. Daher die Wichtigkeit des Athmens bey uns, wie bei allen höhern Organisationen; daher überhaupt kein Leben, wo nicht atmosphärische Luft, ohne die jener innere leise Verbrunnungs-Prozeß nicht möglich wird, unmittelbar oder vermittelst des Wassers, in den organischen Körper eindringen kann.

Die Bildung der festeren belebten Werkzeuge, in welcher so häufig ein vielfach sich selbst wiederholender Gegensatz sich ausdrückt; ein solcher Gegensatz erkennbar in der Verschiedenheit unseres Blutes, in der Wasserzersehung im organischen Körper, in seiner chemischen Stoffumwandlung; selbst die ganze Trennung der höhern Pflanzen- und Thier-Arten in entgegengesetzte Geschlechter sprechen für Thätigkeit nach dem Gesetze getrennter Polarität der Imponderabilien, auch im Lebensakte. Der Gegensatz des Negativen und Positiven, gleichsam bewußtlos von uns entlehnt von der sich wechselseitig gegenüberstehenden ungleichen Polarität, drängt sich, da die Seele nur unter Mitwirkung des lebenden Organismus bestimmte Ergebnisse ihrer geistigen Thätigkeit ausdrücken kann, selbst der Sprache ihres Denkens auf.

Endlich ist Bewegung überhaupt das, worin allein auch das Leben sich auszusprechen vermag. Dieses verschwindet, aber nicht eben so der dann todte Kör-

per, sobald in diesem alle innere Bewegung aufhört. Selbst die Thätigkeit unseres immateriellen Geistes scheint fortdauernder Bewegung in seinen nähern körperlichen Werkzeugen als Mittels zu bedürfen, um wirksam hier seyn zu können; und ein mechanischer Druck, der das beständige leise Steigen und Fallen unseres Hirns hemmt, macht unser Gedächtniß, unsere Denkkraft, selbst unser Bewußtseyn aufhören, sich zu äussern, so lange er dauert. Auch kann überhaupt alles Aeußere nur durch Bewegung dem Erkenntniß-Vermögen unseres Geistes dargeboten werden. Daher ist sie es, welche ihm die zwei nothwendig alles Materielle umfassende Anschauungsformen von Zeit und Raum, darin ihn bindend, aufdringt; von welchen er sich hier bei keinerlei seiner Vorstellungen von der äussern Natur, zu befreien vermag.

So könnte aber auch das ganze lebendige Geschöpf erscheinen, als bloßes Ergebnis bestimmter und in Bewegung gesetzter Vereinigung der schon im Großen der anorganischen äussern materiellen Natur, dort aber getrennter vorhandenen, theils unveränderlichen, theils wandelbaren Wesen?

Wo auch Licht, ein durch Wärme flüssiges aber ruhendes Wasser, und atmosphärische Luft längere Zeit hindurch auf einander einwirken; da sehen wir den Ursprung aller Reihen lebender Bil-

dung wirklich erscheinen. Einzelne organische Kügelchen nämlich, und Priestley'sche grüne Materie, Conserven und Infusions-Thierchen mit willkürlicher Bewegung treten dann hervor. Auch sonst entwickeln sich, ohne aus erkennbarem Saamen zu entstehen, Schwämme aus zerseztem, ehemals organischem Pflanzenstoff; und im Innern vollkommener Thiere wachsen Eingeweide-Würmer, selbst in zwei Geschlechter getrennt, ohne von Eltern ihres Gleichen erzeugt worden zu seyn.

Aber doch kehrt die Frage wieder, kommt ein solches Zusammentreten der Materie zur Bildung organischer Körper durch sie allein, ist sie alles, was das Leben dieser uns darbietet? muß nicht selbst bei jenen, sichtbar ohne Zeugung neu entstehenden, organischen Gebilden etwas hinzutreten, das noch von den äußern vereinigten Bedingungen, welche ihr Erscheinen hervorrufen, verschieden ist? irgend eine Kraft, durch die erst jene Möglichkeit zur lebendigen Wirklichkeit wird? Ist doch bei den Imponderabilien selbst die bloße Vereinigung der äußern Bedingungen ihres Hervortretens noch nicht ihr Wesen selbst. Die Elektrizität mit allen ihren Eigenthümlichkeiten ist ein wesentlich Verschiedenes von der geriebenen Glasplatte, welche sie hervorrief, und dem Raume nach trennbar von dieser ist sie nicht eine bloße Eigenschaft derselben. Und

treten nicht auch diese selbstständigen unwägbarren Flüssigkeiten anscheinend aus Nichts; wohl aber bei ihrer beständig gleichförmigen Wiederholung aus einem dynamischen Etwas, aus einer Natur jenseits der materiellen von uns erkennbaren, in die Welt der wahrnehmbaren Erscheinungen erst hervor?

Leben, beobachten wir seine Erscheinung genauer, wird nur sichtbar in einem in bestimmte Gränzen, die im Pflanzen- und Thierreich ein Häutchen bezeichnet, eingeschlossenem wägbarrem Körper. Die Lebenskraft fähig zwar, ihren Stoff während des Lebens des Individuums allmählig zu wechseln, und sich mehr thätig bald an dieser, bald an jener Stelle ihres sichtbaren Körpers zu äussern, ist jedoch in jedem Augenblicke ihres erkennbaren Daseyns untrennbar diesem ihrem gewichtigen organischen Stoffe einverleibt. Sie vermag nicht, wie die Imponderabilien frei, und doch noch wahrnehmbar auch im Leeren Raum, gleichsam nun nackt die Gränzen der schweren Materie zu überschreiten. In beständiger innerer Veränderung befindet sich der lebende Körper, obschon er in jedem Zeitmomente eine bestimmte Begrenzung sich erhält. Er erweist in sich bei diesem innern Verändern, und dem doch Abgeschlossen seyn von dem, was ihn umgiebt, eine wesentlich auf sich selbst wieder zurück-

wirkende Thätigkeit. Bei der also die, in entgegengesetzter Richtung nebeneinander bestehende, Bewegungen doch nicht wechselseitig sich ganz vernichten können; gerade weil die Kraft des Lebens zugleich einem Stoffe, den sie zwar bewegt, der aber nicht wie eine unwägbar Flüssigkeit an sich eines Verschwindens fähig ist, innigst einverleibt bleibt. Von dieser Rückwirkung im eigenen Körper entsteht die mehr oder minder gerundete Form aller organischen Bildung, im Gegensatz der scharf eckigten todten Crystallisationen; und jene selbst dann, wenn ihre Gestalten, als hätte überwiegendes Ausströmen von im Körper erzeugten Imponderabilien zugleich sie geordnet, verlängert sind. Daher entspringt auch der vollkommeneren oder unvollkommeneren Kreislauf der Säfte in Thieren und Pflanzen; das Hinführen des Nahrungstoffes zu den Werkzeugen und das gleichzeitige Hinwegführen des ihnen untauglich Gewordenen; daher kommt ferner der Wechsel von Ausdehnung in der reizbaren Faser, und von ihrer Zurückkehr zur Zusammenziehung; hieher gehört selbst die im ganzen Leben des Einzelwesens abwechselnd vorherrschende Ausdehnung während des Wachsthums, und darauf folgende überwiegende Zusammenziehung aller Theile im Alter.

Dabei nun tritt die Lebenskraft in ihrer Richtung

nach Aussen, seye es durch Wachsthums- oder Reizbarkeits-Ausdehnung des organischen Körpers, oder durch Ausstossung zugleich von Stoff aus ihm, nothwendig in Verbindung mit den Materien der Aussenwelt; mit ihrer Richtung dagegen nach Innen wirkt die Aussenwelt, Theile von sich in das Innere solches Körpers abgebend, auf das Leben wieder ein. So vereinigt das organische Leben Selbstständigkeit mit beständiger Abhängigkeit von der Aussenwelt; und es besteht ein doppelter Bezug der Theile des organischen Körpers. Einmal nämlich einwärtszu auf einander selbst und damit auf das Ganze des belebten Organismus; dann findet aber auch ein mehr oder minder naher Bezug eben dieser Theile zur mannigfachen Aussenwelt statt. Je mehr der so belebte Körper durch eine Neigung seine Bestandtheile von einander abweichen zu machen, sich zu entwickeln strebt, je vielseitiger dadurch seine Lebens-Aeusserungen werden; desto mannigfacher wird zugleich, die in seinem Innern nie aufhörende Veränderung. Durch beides aber entsteht, da der eine Bestandtheil tauglicher zu diesem, der andere zu jenem Bezug ist, eine desto größere Vielfachheit seiner für besondere Zwecke bestimmten organischen Gebilde. Aber aller so erreichten Mannigfachheit ungeachtet bleiben alle seine Theile im Leben doch wesentlich zu einem Ganzen verbunden; in dem das Vorkommen und die

Art des Vorkommens des einen Theils immer zugleich bedingt ist durch das Daseyn aller übrigen, die in entgegengesetzter Verschiedenheit das Eigene jenes Theils wieder ausgleichen.

Von diesem allem spricht sich nichts aus in der Thätigkeit der Imponderabilien und in der vorübergehenden Sammlung schwerer Körper, welche auch sie aus der Aussenwelt anziehen vermögen. Einfach strömen die unwägbaren Flüssigkeiten aus, bis ihre Ausbreitung sich unmerklich in unbeschränktem Raume verliert. Kehren auch ihre geschiedene Polaritäten, dann aber sich wechselseitig vernichtend, in sich zurück, so liegt doch die Ursache davon nicht in ihnen selbst; eine äussere, für sie nur zufällige Bewegung muß die Enden der sie leitenden Körpern dazu krümmen. Einfach, ohne innere Veränderung, ohne nothwendigen wechselseitigen Bezug ihrer Theile zu einander und unorganisch, ohne Mannigfaltigkeit der Bildung, ist die zufällige Sammlung von gewichtiger Materie, welche ein Magnet oder ein Träger der entwickelten Elektrizität anziehen vermag. Daher auch ist in diesen Körperfiguren, in denen der Elektrizität oder des Magnets, der sie durchströmenden und ordnenden Imponderabilien ungeachtet, doch kein Leben! Auch wo die Einwirkung jener unwägbaren Flüssigkeiten in dem angezogenen

Körper zugleich eine chemische Veränderung hervorruft, wo Elektrizität Wasser zersetzt, leicht chemische Verbindungen trennt, oder die Verbindung brennbarer Körper und der Luft, zur wechselseitigen Verbrennung veranlaßt; findet eine solche Veränderung nur einmal und dann in demselben Körper nicht wieder statt. Nicht aus sich selbst vermögen die Imponderabilien aufs neue die Bedingungen der Wiederholung solcher Handlungen herbei zu führen. Dieses kommt nur dem organischen Leben, aber wesentlich diesem zu, weil nur diese Thätigkeit eigener Classe beständig auch in sich zurückwirkt, und bei ihrer Verbindung mit der Außenwelt Theile aus dieser ins Innere des lebenden Körpers immer aufs neue aufnimmt.

So besteht das Eigenthümliche des Lebens, sein völlig Auszeichnendes auch von den, jedoch nur einseitig, ihm am meisten verwandten Erscheinungen in der unorganischen Natur in jenem wesentlichen, ununterbrochenen Zurückwirken der sich ausdehnenden und sich zusammenziehenden Lebenskraft auf sich selbst wieder; und dadurch in einem Kreislauf der Wirkung, die wieder zur Ursache wird. Alle, das Leben der organischen Körper bezeichnende, Phänomene: daß es durch mechanische völlige Trennung des Körpers vernichtet werden kann; daß aber dagegen lebende Geschöpfe niederer Art mit einem überall gleichförmigeren Stoff in Stücke sich theilen können,

deren jedes wieder zu einem geschlossenen Ganzen wird, und als solches fortlebt; daß der organische Körper innerhalb gewisser Gränzen die Fähigkeit besitzt, die verloren gegangene Integrität seines Ganzen selbst wieder herzustellen; daß das Individuum nach einiger Zeit stirbt, aber die Art, für unsere Geschichtsperiode unvergänglich, fort dauert; daß in den höhern entwickelten Organisationen die Fortpflanzung durch getrennte Geschlechter geschieht, und durch sie geschehen muß; daß das Besondere jeder Art, die bewunderungswürdige Vielfachheit der lebenden Gestalten aus einer einfachen gemeinschaftlichen Grundform sich entwickelt, aber mehr oder minder aus ihr fortschreitend immer wieder als jene Vielfachheit fortgepflanzt wird: Alle diese, eine eigene Welt von wunderbarer unerschöpflicher Mannigfaltigkeit im Kleinen bildenden, Erscheinungen hängen nun davon ab; daß neben der wesentlichen, unter allen Umständen unverdrängbar thätigen Neigung der Lebenskraft, in jeder Beziehung sich in sich selbst wieder zu schließen, doch auch zu ihrem wirklichen Thätigwerden fortwährende Störung des Gleichgewichtes in ihren Beziehungen nothwendig wird. Damit wird aber zugleich verhältnißmäßig einseitige Entwicklung jedes abgeordneten Organs, jedes Individuums als solchen, und jeder besondern Art überhaupt möglich und wirklich.

Alles beweist uns, daß auch das Leben erst aus der Tiefe der Natur in die Welt der Erscheinungen als eine Kraft eigener Art tritt, daß also sein Ursprung nicht hier in bloßer Vereinigung der Thätigkeiten und Stoffe der sichtbaren anorganischen Natur zu suchen ist. Es spricht sich auch die Grundursache aller Erscheinung von Leben als etwas zu den, sein Hervortreten weckenden äussern Umständen Hinzutretendes, selbstständig Fortwirkendes, also auch jetzt noch Hinzutretendes, und nicht bloß in zufälliger Vereinigung äusserer Umstände liegendes, dadurch aus; daß organische Bildungen der verschiedensten Gattungen neben einander auf demselben Boden, unter gleichem Einfluß des Lichtes und der Wärme fortdauernd vorhanden sind, und die oft durch den völlig gleichen Nahrungstoff ernährt werden; daß umgekehrt einzelne Gattungen über alle Erdstriche verbreitet vorkommen, unter jedem Himmelsstriche und bei der verschiedensten Nahrung als dieselbe Bildung sich erhalten. Und daß überhaupt die ganze organische Schöpfung in Hinsicht auf verschiedene Bildung der Arten als ein in sich zusammenhängendes, ohne entsprechend nahen Bezug auf die verschiedenartige Aussenwelt geordnetes System sich darstellt; in welchem der Bildungs-Zusammenhang anders woher, als aus der gegenwärtigen Natur bestimmt worden seyn muß, weil die Arten

ohne materiellen Uebergang oder Zusammenhang unter sich, gänzlich getrennt von einander auftraten.

Ausserhalb der für uns erkennbaren Natur muß es einen Zusammenhang der erscheinenden, im Raume getrennten Lebensthätigkeiten auch jetzt noch, schon darum geben; weil im freyen Menschen-Geschlechte nach aller Berechnung überhaupt gleich viel Zeugungen männlichen und weiblichen Geschlechtes, rechnet man die Uebersahl weiblicher Abortus hinzu, statt finden, obschon in darin verschiedenen, wechselseitig aber sich ausgleichenden Familien, die in gar keinem materiellen Zusammenhang unter sich stehen. Es beschränkt sich also nothwendig unsere Erforschung der Gesetze des Lebens auf Vergleichung unter sich selbst der eigenthümlichen äußern Erscheinungen desselben. An der Berührungs-Gränze des Geisterreiches in der Welt der materiellen Erscheinungen stehend, nehmen wir selbst von dieser doch nur wahr, was unmittelbar uns trifft; das Innere von beiden kennen wir nicht.

Ist aber gleich die Hauptquelle des organischen Lebens unerforschlich; so ist es doch nicht der Gang seiner Gesetze, so bald dasselbe in der körperlichen Natur auftritt. Denn dem Gebote der Nothwendigkeit unterliegend, ist es nur deswegen unberechenbar für den einzelnen Fall; weil eine-unendliche Verwick-

lung, die Folge jenes Zurückwirkens auf das Ganze jedes seiner Organe und jeder Art von Entwicklung, im Leben ist. Die Weisheit, welche nicht nur aus der Anordnung der großen Himmelskörper hervorleuchtet, die auch in dem kleinsten Geschöpfe so viel wundervoll Künstliches immer fort entstehen läßt, ließ die Gesetze des Lebens rastlos fortbilden, ohne ihnen dazu freies Wahl-Vermögen zu verleihen. Sie hat selbst dafür gesorgt, daß bei der unendlich mannigfachen Durchkreuzung alles dessen, was in der Natur erzeugt wird, in ihr ist, und wieder vergeht, doch am Ende Alles sich ausgleicht, und den von ihr vorgeschriebenen Gang verfolgt.

Damit wird aber auch die Heilwissenschaft einer Hinweisung auf bestimmte Grundgesetze fähig; weil auch in dem Herstellungs-Vermögen des lebenden Körpers, wenn er krank ist, sich ungeachtet der mannigfaltigen Wege dazu nie eine Spur freyer Wahl zeigt. Jede ungewöhnliche Art von Gegenwirkung des Lebens gegen ihm Schädliches, wird immer durch die Hindernisse selbst schon herbeigeführt, welche den kürzern Weg, um jenes zu entfernen, nicht gestatteten. Auch bringen oft genug die Heilkräfte der Natur selbst schädlichere Folgen hervor, als das zu entfernende Uebel, durch zu heftige Aufreizung des Körpers oder durch zu bedrückende. Sie erweisen sich dadurch gleich-

falls, als an sich bloß blinder Nothwendigkeit folgend.

Dunkler zwar werden die Gesetze des kranken Lebens, als selbst die des gesunden sind, weil ungewöhnliche Bewegungen, ungewöhnliche Gegenwirkung hervorrufen; Verhältnisse also, deren Erkenntniß durch Ihre Stätigkeit erleichtert wurde, sich ändern. Weil ferner, da krankes Leben wie das normgemäße in daurendem Stoffe wirkt, auch seine Erzeugnisse eigene Selbstständigkeit gewinnen, und selbst wieder störend einwirken; und weil sogar hier noch ganz neue Wesen eigenthümlicher Art sich kund thun, und mit dem Leben in Kampf treten. Unsichtbare Ansteckungstoffe, nicht Imponderabilien und auch nicht bloß schädliche Dünste, die vorher im Körper nicht waren, entwickeln sich in ihm unter begünstigenden Umständen der Krankheit. Fähig dann von dem Körper, der sie erzeugte, sich zu trennen, vermögen sie, für sich bestehend wie sichtbare Organisationen, den ernährenden Boden zu verlassen, und ihre Art unverändert in andern lebenden Körpern fortzupflanzen, zum Theile schon wie die Pocken, mehr als ein Jahrtausend hindurch; ihr räthselhaftes Daseyn aber steht dem Leben der sichtbaren Geschöpfe feindlich gegenüber.

So kommt also nicht nur dem Leben überhaupt ein abgeschlossenes eigenes Gebiete in der großen ma-

terfellen Natur zu; und die Lehre von ihm behauptet damit auch eine abgesonderte Stelle in der Reihe der empirischen Wissenschaften. Sondern mehr noch wird dieses der Fall, wenn das Leben von seinem gewöhnlichen Gang abweicht, was in Krankheiten bis zum Hervortreten von, diesen nur zukommenden, neuen Erscheinungen statt hat. Selbst daß die ganze Lehre vom gesunden Leben dann zur bloßen Hülfswissenschaft für die Heilkunde wird. Unmittelbar muß diese aus ihrem Gegenstande schöpfen! Aus ihm allein kann sie durch Erfahrung, die das Gemeinschaftliche der einzelnen Fälle betrachtet, erkennen, was sind schon unregelmäßige franke Aeußerungen des Lebens, welches die Gesetze der letztern, welche Selbstständigkeit kommt den Erzeugnissen der Krankheit zu, wodurch unterscheiden sich ihre Arten? Vergebens suchte man von jeher dieser Wissenschaft, statt treuer Beobachtung der eigenthümlichen Natur ihres Gegenstandes, zu helfen mit anderswoher entlehnten Theorien.

---

---

#### IV.

### A n h a n g.

---

## Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits.

Der Verfasser der vorliegenden Reden glaubt nun, sich entschuldigen zu müssen, warum er sie drucken läßt? Da wohl jeder selbstdenkende Leser ihm eingestehen möchte, er habe noch keinen ganz hinreichenden Grund dazu gefunden. Vielleicht ist die Meinung des Verfassers falsch; es sollte manches, und nicht bloß im engeren Reiche der Wissenschaften, zur Sprache gebracht werden, was gewöhnlich sonst nicht zur Sprache kommt, weil gerade diejenigen, welche am meisten befugt wären, darüber zu reden, nicht dazu kommen, abgehalten durch ihre besondere Geschäfte. Sollte nicht vieles noch, was im räthselhaften Erdenleben alle Menschen angeht, mit unbefangener Ansicht, entkleidet von traditioneller Gelehrsamkeit, und so abgehandelt werden; daß nicht bloß Männer

vom Fache ihre Ansichten darüber unter sich austauschten, sondern daß sie Gemeingut würden, und so alle überzeugten?

Vom allgemeinsten Interesse für den Menschen aber ist die Frage, ob er wohl ganz sterbe, wenn er einst stirbt. Von der Betrachtung der wandelbaren sichtbaren Natur aus können Zweifel kommen, ob im Menschen, nach dem Zerfallen seines Körpers, etwas Empfindendes mit überzeugender Wahrscheinlichkeit als fortdaurend angenommen werden könne? Diese Frage für alle zu lösen, wird daher Aufgabe auch für den Naturforscher, den Physiologen, und den Arzt. Der Verfasser obiger Reden, obschon er nur Arzt und weder eigentlicher Philosoph, noch Theolog ist, hat jedoch noch eine weitere besondere Veranlassung, warum er es unternimmt, auch seine Ansicht über jene Frage dem Publikum vorzulegen. Sie liegt in einer Art von Vermächtniß, in einem von ihm unbeantwortet gebliebenen Aufruf des berühmten Keil's, dessen Freundschaft in der Entfernung genoßen zu haben, noch jetzt ihm eine theure Erinnerung ist; er schrieb ihm schon unter dem 22sten Febr. 1807 aus Halle:

„Doch wünschte ich, daß Sie uns eine Abhandlung über den Zusammenhang des vegetativen und animalischen Lebens lieferten. Die Aufgabe mag

„nicht die leichteste seyn; und ich finde in derselben  
 „das Problem, was noch keine Naturphilosophie ge-  
 „löst hat, wie man von der Idee zur Materie kom-  
 „me? Warum ist das bewegende Leben nothwendig  
 „an das bildende gebunden? Dieses die Basis von  
 „jenem? Wie pflanzen sich Metamorphosen der ve-  
 „getativen Sphäre auf die animalische fort, und um-  
 „gekehrt, wie können Emotionen der Seele auf den  
 „Zustand des Körpers wirken? Ich finde hier den  
 „Gegensatz von Kraft und Stoff, von Leib und Seele,  
 „von Thätigkeit und Seyn, von Subjektivität und  
 „Objektivität. Und endlich, gesetzt, wir sehen das  
 „Materielle der Organisation als eine fixirte Thätig-  
 „keit an, die immerhin in dem Leben und durch das-  
 „selbe frei wird, das Leben also zwischen Bindung  
 „und Lösung der Materie schwebend, warum kann  
 „dieses Wechselspiel nicht innerhalb des Organismus  
 „selbst fortdauern, und permanent seyn? Warum  
 „muß immerhin durch die Alimentation frische Ma-  
 „terie eintreten, die alte durch die Excretion ausge-  
 „stoßen werden?

„Sollte nicht der letzte Gegensatz, durch welchen  
 „zunächst und unmittelbar die Aktion hervorgeht, im-  
 „mer im Organismus liegen, und das absolut Neu-  
 „bere bloß nur jenen Gegensatz sollicitiren? Der Or-  
 „ganismus also, nur relative Totalität seyn, sich

„selbst reizen, und dem Reiz reagiren; also alles  
 „in sich haben, und aus sich produciren? Sollte  
 „nicht das Vegetative und Animalische, Thätigkeit  
 „und Stoff, sich gegenseitig als Reiz und Gereiztes  
 „zu einander verhalten, so daß bald das Subjektive  
 „das Objektive, bald das Objektive das Subjektive  
 „erregte, z. B. in dem Gegensatz der Muskelbewe-  
 „gung durch den eigenmächtigen Einfluß?“

Aus dieser Masse, nur flüchtig von Keil in ei-  
 nem Privatbriefe hingeworfener, Fragen, die der Ver-  
 fasser nun unfähig sie zu beantworten doch anders  
 zu stellen unternimmt, scheint freilich hervor zu ge-  
 hen, daß Keil, damals wenigstens, den Menschen  
 als ein seinem Wesen nach Untrennbares ansah; ei-  
 nerlei gemeinschaftliche Ursache des Erscheinens von  
 Seele und Körper annahm, obgleich er dieses Gemein-  
 schaftliche, oder den thätigen Organismus, das le-  
 bende Geschöpf überhaupt als sich immer durch ei-  
 nen, wechselseitig einander bedingenden, innern Ge-  
 gensatz aussprechend sich vorstellte; daß er mit einem  
 Worte über wahrnehmbaren antithetischen Materia-  
 lismus hinaus sich nichts bestimmtes mehr dachte.

Aber es geht doch auch daraus hervor, daß es Keil  
 selbst schon unbegreiflich war, wie jener Gegensatz im  
 Menschen, nicht zwischen Kraft und Stoff allein, auch zwis-  
 chen Idee und Materie, zwischen Geist und Körper, wech-

selbweise aus etwas Gemeinschaftlichem hervorgehe? wie der lebende Organismus oder der besetzte Mensch, ein räumliches Ganzes seyn könne, das an sich eins, doch in seinen Aeußerungen bald als Seele, bald als Stoff, so höchst verschieden sich darstelle? Wie hätte er sonst sagen können: „das Problem, wie man von der Idee zur Materie komme, habe noch keine Naturphilosophie gelöst.“ Wie hätte sonst diesem philosophischen Geiste einfallen können, einen Dritten aufzurufen, eine Abhandlung über solchen Zusammenhang des vegetativen (den Körper bildenden, ernährenden und theilweise wieder zersetzenden) und animalischen (nach Reil willkürlich bewegenden und auch denkenden, so wie mit Bewußtseyn empfindenden) Lebens zu liefern?

Wenn nun aber Reil ehrlich, weil er bei seiner Ansicht von der Natur des Menschen glaubte, nur soweit eine Wahrheit, als sie erkennbar seye, annehmen zu dürfen, auch nicht weiter in seiner Philosophie gieng; verdiente er, daß nach seinem Tode in einem allgemein gelesenen ärztlichen Journal gesagt wurde: „Zur Verzweiflung hat die Naturphilosophie ihn getrieben; und es ist billig, daß eine Philosophie, die mit Stolz anfängt, mit Verzweiflung endigt.“ Hätte denn Reil nicht an sich Recht, wenn er in seiner, nach seinem Tode herausgekommenen Schrift zuletzt

sagt „liegt nicht noch etwas im Hintergrund, so macht die Natur es, wie das Kind, das aus seinem Sandhaufen Kuchen backt, und sie wieder zusammendrückt, um neue zu backen.“ Redlich gestand er ja sich selbst, wie schon der Auszug aus jenem Briefe erweist, daß er nicht verstehe, wie das, was er als letzte sinnlich erkennbare Wahrheit in der Natur des Menschen annahm, genügen könne. So hätte das Andenken eines Mannes nicht sollen berührt werden, dessen Tod eine andere Zeitschrift (Salz. med. Zeitung 1813. IV. S. 367.) so rührend wahr ankündigte: „Den 22ten Nov. starb in Halle, als Opfer seines freiwillig übernommenen, und mit gänzlicher Hingebung ausgeübten Berufs in den Lazarethen, Reil.“ (Welch reiner Enthusiasmus, wenn Reil nicht an Unsterblichkeit glaubte!) „Die Wissenschaft, der er lebte, der Staat, dem er diente, die Menschheit, welcher er nützte, verlieren durch das Absterben dieses, als Gelehrten und als Staatsbürger gleich achtungswürdigen Mannes außerordentlich viel. Adige sein Geist auf seinen zahlreichen Schülern ruhen, und durch sie segensvoll fortwirken!“ Selbst wenn Reil (der Verfasser dieser Reden hatte nie Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen; er muß also es dahin gestellt seyn lassen, ob der oben angeführte Ausdruck auch nur richtig ist) „zur Verzweiflung durch die Naturphilos

sophie wäre getrieben worden:“ wäre es nicht um so inniger zu bedauern gewesen, daß ein solcher Mann glaubte, nichts mehr als jenen Materialismus glauben zu dürfen. Der nämlich unter Kraft, Leben, Geist zusammen nichts weiteres sich vorstellt, als gleichsam in freie Thätigkeit aufgelöste, und dadurch nach den sinnlichen Begriffen auf eine Zeitlang unkörperlich gewordene Materie; unter Materie aber fixirte, gleichsam zu greifbarem Körper auf eine Zeitlang zusammen gebundene Thätigkeit oder dazu erstarrte Kraft; und der nirgend eine wesentliche ursprüngliche Verschiedenheit in Allem, was ist, annimmt, sondern Alles am Ende für einerlei hält, das sich uns nur in ewig veränderten Formen darstellt, man weißt nicht, warum oder zu welchen Zwecken.

Darum sollte auch für den kalten redlichen Verstand ein Boden von der Naturbetrachtung aus gewonnen werden, auf dem der Glaube an Fortdauer nach dem Tode sich entwickeln kann; es sollte gezeigt werden, daß die Vernunft bei solchem Glauben weder einer ganz unbefangenen Beobachtung der sichtbaren Natur mit aller unlängbar vergänglichem Wandelbarkeit ihrer Formen zu entsagen brauche, noch des Verstandes unwandelbaren Gesetzen. Daß es keiner auf Täuschung beruhenden oder erdichteten Erfahrung von unmdglichen Gespenstern, keines dem gesunden Menschenfinne widersprechenden Aberglaubens zum Glauben bedürfe.

Die Vernunft ist aber unbestechlich, sie läßt sich nicht durch bloßen Nutzen überreden. Sie fordert zwar hier nicht als Bedingung schlechthin eine Nothigung für sich, das jetzt schon als Wirklichkeit erkennen zu müssen, nach was das Gefühl sich sehnt. Aber sie will eine Ueberzeugung, zuerst, daß der Glauben dem, was sie in dieser sichtbaren Natur als wahr anerkennen muß, nicht widerspreche; und dann noch die Ueberzeugung einer überwiegenden Wahrscheinlichkeit für die Annahme des Beglaubten. Dazu reicht aber nicht hin, weder sich bloße Beruhigung durch den Glauben vorzustellen; denn die Frage kehrt dann immer wieder, wenn es nun aber doch nicht so wäre? noch aus Furcht oder wegen Bedrohung sich kurzweg zum Glauben zu entschließen. Denn nie hat ein erzwungener Glauben unerschütterlichen Halt gegeben, höchstens kann er die Stelle künstlicher Betäubung vertreten bei denen, die nie nachdachten. Es wird selbst, um jenen Zweck zu erringen, nothwendig, die Gründe, welche für den Materialismus der Seele zu sprechen scheinen, aufrichtig darzustellen und an sich gelten zu lassen, so weit irgend ihnen etwas Wahres zu Grund liegt; sonst ist ja die Frage nicht einmal zu erörtern, erweisen alle diese Gründe denn wirklich auch jenen?

Sollte es aber, wie man nach den für den Glau-

ben von jeher getroffenen zwingenden Anstalten zu fürchten scheint, unmöglich seyn, jene Brücke vom Verstand und von der Beobachtung aus zum Glauben zu bauen? Wie kann eine wirkliche Kluft statt finden zwischen zweierlei Vermögen einer und eben derselben geistigen Einheit? Und es giebt doch weder ohne Verstand, noch ohne Glauben, eine Menschheit.

Jeder Mensch lebte schon einmal in einer für ihn nun andern Welt, ohne von dieser uns gegenwärtigen etwas wissen zu können, er ist hier ohne Möglichkeit, je wieder in jene frühere Welt zurückzukehren; kann es mit einer jenseitigen Welt nicht derselbe Fall seyn? Neun Monden lang, verborgen in seiner Mutter Schoos, lebte er im Wasser, ohne zu athmen, ohne eigene Wärme zu erzeugen, ohne Speise zu sich zu nehmen, ohne Licht, ohne Möglichkeit, mit dieser unserer großen Natur Gemeinschaft zu haben. Ihm war sein enger Aufenthalt seine ganze Welt, in der er sich entwickelte, sich bewegte, in der er sich fühlte; denn eine kalte Hand aufgelegt auf seiner Mutter Unterleib veranlaßte ihn zu stoßenden Bewegungen. Das Kind leidet viel bei der Geburt, dem gewaltsamen Uebergang in eine, für dasselbe zweite, neue Welt; gleich seine erste Handlung ist Weinen, und ängstliches Zappeln mit Händen und Füßen. Auch das Sterben, nach dem Glauben eine Geburt in die Welt jenseits, ist ein physisches Uebel; ob das größte? ist noch ei-

ne Frage. Einen Theil seines eigenen Körpers schon, seine Eshäute, in denen es mit seinem Wasser eingeschlossen war, seinen Mutterkuchen, durch den es ernährt wurde, muß das Kind zurücklassen bei der Geburt; ihren ganzen Körper läßt die Seele zurück, wenn sie, naturgemäß auch wider ihren Willen, in ein neues Jenseits weggeführt wird. Enge war die Behausung des Kindes in Mutterleibe, geschlossen sein Auge, es fehlte dem Sinne des Geschmacks, dem Geruchssinn jeder wechselnde Gegenstand; es fühlte bloß im allgemeinen und vielleicht ahndete sein Ohr höchstens dumpfen Schall. In eine verhältnißmäßige Unermeßlichkeit tritt es plötzlich frei durch die Geburt; ein Meer ungekannter Eindrücke umfluthet es.

Aber das Kind in der Mutter ist mit dieser selbst schon ein Theil der auch von uns wahrnehmbaren Welt; für uns ist keine Unterbrechung des Zusammenhangs seines Lebens vor der Geburt mit dem nach der Geburt da. Denn wir nehmen wahr, wie dasselbe Kind durch die Geburt allmählig in den neuen Zustand aus dem frühern übergeht. Daß wir aber so gar nichts von einem Jenseits unserer Welt des Raums und der Erscheinungen bemerken, so gar nichts von der Fortdauer der Vorangegangenen in einem Jenseits erfahren; das ist es, was die Zweifel erregt, ob es auch für uns Geborene, noch ein weiteres Jenseits gebe?

Ob nicht das All abgeschlossen seye, mit der Natur, die uns hier als Ungeboren wie als Geboren in sich schließt, ob diese nicht in ewigem trostlosen Kreise des Schaffens, des eine Zeitlang Erhaltens und Wiederverstößens sich drehe? Es bleibt ja von einem Todten nichts als Erde, es entflieht im Sterben von ihm nichts sichtbares. Vergebens nimmt man seine Zuflucht zu einem ätherischen Gewande, einem feinem Körper, den die Seele bey ihrem Scheiden mitnehmen werde. Wäre er auch noch unendlich feiner, als die Dämpfe des Quecksilbers, die in dem ganz leeren Raum des Barometers aufsteigen, oder wäre er selbst ein Imponderabile; einigen Zusammenhang, einigen Einfluß in der übrigen materiellen Welt müßte er doch haben. Aber man nimmt gar keinen Einfluß wahr, und wenn auch Tausende sterben. Entweder also verläßt die Seele im Sterben, mit ihrem Körper jeden Zusammenhang mit dieser räumlichen körperlichen Welt überhaupt; oder sie hört auch mit dem Aufhören des Lebens ihres Körpers auf. Berechtigt ist man durch nichts, ein Mittleres gleichsam anzunehmen; wo wäre ein Beweis dafür?

Weisheit auch nach unsern Begriffen, wird der auf das gegenwärtige Daseyn sich beschränkende sagen, ist es doch nur, was die Einrichtung der Natur uns lehrt, aber nicht Erbarmen. Traf sie die künstlichste Einrichtungen, jede Thierart zu erhalten, so traf sie dabei auch nicht selten solche, die lebend noch die Zu-

Individuen der einen Art schrecklich einer andern zur  
 Beute werden lassen. Des Tigers Herz kann nicht  
 schlagen, wenn nicht fast täglich das Herz eines so  
 gut, als er, fühlenden Thiers durch ihn in Todes-  
 noth bricht. Fruchtlos ist das Flehen einer verzwei-  
 felnden Mutter, die ihr Kind in den Flammen eines  
 Hauses sieht, und zurückgehalten wird, sich zu ihm  
 in den gewissen Tod zu stürzen. So kann selbst  
 das innerste Gerechtigkeits-Gefühl, bei der Betrach-  
 tung der sichtbaren Welteinrichtung, noch keine volle  
 Gewißheit für den kalten Verstand geben; es wer-  
 de Jenseits ausgeglichen werden, was auch immer,  
 durch die gegenwärtige Natur, bis an die äußerste  
 Gränzen ihres Zerströmungs-Vermögens hin, die Em-  
 pfindung eines geschaffenen Wesens zu leiden hatte.  
 Ist nicht vielleicht selbst die Sehnsucht in unserer  
 Brust ein unnatürlicher Zustand, das künstliche Pro-  
 dukt der Civilisation? Die stumpfe Gleichgültigkeit,  
 womit der Wilde sich schlachten läßt, die gesuchte  
 Grausamkeit, womit er selbst seines Gleichen vernich-  
 tet, der fast gänzliche Mangel an Gewissen, der bei  
 den Menschen im rohesten Natur-Zustand statt zu ha-  
 ben scheint, könnten sie nicht zeigen, daß die Natur  
 überhaupt auf Gefühl nicht rechnet? gemüthlos dar-  
 über hinweggeht?

Freilich kann da eine Philosophie nicht helfen,

die nur das, was hier unter irgend einer Form wahrnehmbar ist, zum All, was überhaupt ist, erhebt; die nur für der Form nach verschiedene Aeußerung eines Gemeinschaftlichen, nach dem Leisten des Gegensatzes, Geist und Körperlichkeit ansieht. Selbst wenn solche Philosophie das Ich unseres Geistes zur denkbar höchsten Erscheinung machte, wenn sie sogar wähte, „über die Natur philosophiren heiße die Natur schaffen,“ so würde sie doch die edelsten Hoffnungen zerstören. Denn sie gäbe nur ein höchst trostloses Bleiben ohne alle Individualität des Ganzen; sie selbst bliebe Materialismus, nur von da ausgehend, wo dieser sonst endigte.

Giebt es aber Beweise, daß es nicht in einander umzuwandelnde, Verschiedenheiten schon in der Welt der Erscheinungen gebe; daß überhaupt auffer der Welt des Raumes noch ein anderes Etwas seyn müsse; läßt sich der Verstand zwingen, daß er annehmen muß, es gebe Dinge, welche sich als etwas Selbstständiges durch die Beständigkeit ihrer Eigenschaften erweisend, nun doch, ohne daß wir erkennen können, woher sie kommen, bald in der Welt der Erscheinungen auftreten, bald aus ihr gänzlich wieder verschwinden, ohne daß wir wissen, wo sie hinkommen: Dann öffnet sich ein Weg zu einer andern minder beschränkten Naturphilosophie.

Genes ist die erste Frage, die entschieden werden muß; wenn zwischen dem kalt und strenge überall Beweis fordernden Verstande (er wurde mit dem Menschen so geschaffen), und dem Gefühl für Glauben die angenommene Kluft verschwinden sollte. Denn giebt es eine Welt, ausser der sichtbaren räumlichen; so können in dieser, letztern allein nicht mehr alle Gesetze, der Erscheinungen, selbst nicht der Grund, des Daseyns aller dieser aufgesucht werden. Dann versteht es sich von selbst, warum auch für uns kein sichtbarer Uebergang beim Tode in eine Welt, die mit dem Raume nichts mehr zu thun hat, wahrnehmbar seyn kann. Denn nur, was Raum und Zeit erfüllt, kann hier in unserer Erscheinungs-Welt, in die es für den Abgeschiedenen keine Zurückkehr mehr giebt, unsere Sinnen bewegen. Daran zuerst zu erinnern, welche wesentliche Verschiedenheiten der Dinge, ohne Spur eines Uebergangs des einen in die andere, schon in der scheinlich, erkennbaren Natur hervortreten, war der Zweck der letzten Rede. Was zwingt aber ausser der räumlichen Welt noch eine Natur ausser ihr anzunehmen?

Schon in jeder neuen Bewegung und in den sogenannten schlafenden Kräften der Natur, wie in der Geschichte des organischen Lebens, liegen die Beweise dafür! Es giebt einen Versuch, den jeder leicht anstellen kann.

Wenn ein Mensch auf einer freihängenden Waage stehend, durch Belastung der andern Wagschaale obflüg in ruhiges Gleichgewicht mit dieser gekommen ist; so kann er, wenn er mit seinem Arme das Ende des Wagbalkens seiner Seite ergreift, durch einen raschen Zug dieses Ende einen Augenblick lang herabziehen, und damit sich mit der Wagschale selbst, auf der er steht, eine Zeitlang sinken machen.

Hier ist also in die sichtbare Welt eine neue Kraft, die der niederziehenden Bewegung, eingetretten; welche vorher in ihr nicht war, und welche von keiner andern, die vorher in ihr thätig sich ausdrückte, abgeleitet werden kann. Denn wenn man die Kraft dieser Bewegung mit Recht zunächst ableitet von den Kräften, die im Organismus selbst schlafen, und nun zur Bewegung sich gleichsam nur losmachen; so ist doch bei diesem Beispiel klar, daß auch diese körperliche Lebenskräfte selbst wieder erst durch die Kraft des Willens mußten in Thätigkeit gesetzt werden. Der Wille aber ist frei gewesen; denn der Mensch hätte eben so gut, als er es that, jenes Herabziehen des Wagbalken-Endes auch bleiben lassen können. Jener bestimmte Wille zur Bewegung war also früher noch gar nicht thätig; denn frei hätte ursprünglich der Wille nicht seyn können; wenn ihn selbst schon eine andere bereits vorher vorhandene Bewe-

gung getrieben hätte. Also entstand immerhin jenes Resultat der Wagsalken-Bewegung aus einem Nichts vorher wahrnehmbarer Bewegung; das heißt, es ist in der Welt der Erscheinungen als etwas in dieser vorher noch gar nicht vorhanden gewesenes Neues aufgetreten. Irgendwo muß die Kraft aber hergekommen seyn. Ebenso verschwand sie spurlos gleich darauf wieder aus der Erscheinung, und ließ der Anziehung der Erde gegen die entgegengesetzte Wagschaale wieder ihre alte Einwirkung; das eine Zeitlang gestörte Gleichgewicht zwischen beiden Wagschaalen zeigt sich bald wieder hergestellt.

So nehmen wir ferner die Körper nur wahr durch ihr Streben, den Raum zu erfüllen mit Ausschluß anderer, wenn diese nicht in die Zwischenräume der erstern aufgenommen werden können. Und wenn in einem überall verschlossenen Gefäße zwei Flüssigkeiten, z. B. Wasser und Luft sich befinden; so nehmen sie immer gleichviel Raum ein, sie mögen, wenn sonst keine Veränderung mit ihnen vorgeht, bewegt werden oder ruhen. Wenn man aber durch die fest verschlossene Mündungen einer weiten Glasröhre Dräthe, jeden mit einer Metallkugel am Ende, die in der Mitte der Röhre nur sich nähern, einander nicht berühren, anbringt; und mit dieser weitem, mit Luft, die nicht daraus entweichen kann, gefüllten

Glasröhre eine engere mit Wasser bis auf eine gewisse Höhe gefüllte, oben offene, zweite Glasröhre vereint; die beiden Dräthe der weiten Glasröhre hierauf auf einmal mit der innern und äußern Belegung einer geladenen elektrischen Flasche in Verbindung setzt: So dehnt sich im Augenblicke, wo der positive und negative Strom der Elektrizität zwischen beiden Kugeln durch einen Schlag wechselseitig sich verbindet, die Luft in der weiten Röhre beträchtlich aus; was das plötzliche Herausgehobenwerden des Wassers in der engen Röhre anzeigt. Aber im nächsten Augenblicke sinkt dieses Wasser wieder; und es beweist dadurch, daß die Luft in der weiten Röhre das an Raumausdehnung durch die geschehene Vereinigung der entgegengesetzten Elektrizitäten wieder verloren hat, was sie den Augenblick vorher durch den unvollendeten, aber thätigen Akt der Vereinigung an mehrerer Raumerfüllung gewonnen hatte. In diesem vorangehenden Momente ist also entweder eine neue, bald darauf wieder verschwindende Ausdehnungskraft, oder es ist in der eingeschlossnen Luftmasse unter diesen Umständen etwas wirkliches Raumeinnehmendes, den Raum vermehrendes Neues erschienen, und im nächsten Augenblicke wieder daraus verschwunden. Erkennbar aber ist dieses letztere hiet die nach zwei Richtungen getrennte freigesessene Elektrizität. Sie kam durch die Dräthe; aber

sie gieng nicht wieder durch sie zurück, sondern sie vernichtete sich wechselseitig völig in dem Schlag selbst wieder. Denn wäre sie nach dem gegenseitigen Stoß, jede auf ihrer Seite, wieder durch die Dräthe zurückgekehrt; so würde nach dem geschehenen Zusammentreffen die mit den Dräthen zusammenhängende elektrische Flasche auf ihrer innern und äussern Belegung außs neue elektrisch geladen erscheinen. Die Flasche ist aber nachher ohne Elektrizität. Also trat hier in der eingeschlossnen Luft der Röhre von jeder Seite etwas Raumeinnehmendes, somit die Bedingung von Körperlichkeit Erfüllendes auf, und verschwand wieder eben so schnell, aus dem erworbenen Raum völig sich zurückziehend, aus der räumlichen Körperwelt.

Man könnte zwar sagen, die nämliche Luftmasse seye, ohne daß etwas Neues hinzugekommen, in der weiten Glasröhre nur bald mehr, bald minder ausgedehnt gewesen. Doch immer träte hier etwas als Erscheinung von Raumerfüllung auf, was vorher in der Raumwelt nicht war, und nachher in ihr wieder nicht ist; und wäre es auch nur ein mehrerer von der Luft selbst nicht trennbarer Grund, warum sie bald mehrern, bald wenigern Raum erfüllt. Ohnehin aber entspricht die Elektrizität, wenn sie thätig erscheint, allen Bedingungen, welche wir fordern,

um Etwas als ein wirklich für sich in der Körperwelt Vorhandenes, in der wahrnehmbaren Natur selbstständig Existirendes anzunehmen. Erscheinende Elektrizität macht sich ja Platz zwischen andern Körpern, die sie aus ihren Stellen vertreibt, sie verbindet sich mit ihnen, trennt sich von ihnen, sie wirkt in ihren Funken und Blitzschlägen auf unser Gefühl, auf unser Ohr, unsern Geruch und Geschmack, durch ihre Farbe und ihr Licht auf unser Auge; sie schmettert uns und Bäume und Felsen nieder, wenn sie stark genug ist. Aber eben so vollkommen verschwindet sie spurlos wieder, wenn ihre geschiedene Formen sich wieder vereinigt haben, sie hinterläßt die Körpermasse, in der sie sich kund that, weder leichter, noch schwerer als vorher, wir fühlen, sehen, hören von ihr nichts mehr, sie ist für uns das vollkommenste Nichts wieder geworden. Sie tritt also raumerfüllend auf in der räumlichen Welt, und verschwindet wieder aus ihr, je nach Verschiedenheit der Umstände. Und doch ist sie auf der andern Seite immer dasselbige Wesen, sie mag durch Reiben von Glas oder Seide, durch Verdampfung von Flüssigkeiten, oder durch chemische Auflösung, durch Aufschichten von Metallplatten, oder von noch zitterndem thierischem Fleische, aus unorganischen Körpern, oder unter Einwirkung von Willkühr bei den elektrischen Fischen hervorgerufen worden seyen. Sie

hat also für sich eine Selbstständigkeit schon vor ihrer Erscheinung. Denn da jede Wirkung ihrer Ursache entspricht, hier aber die verschiedenartigsten äussern Umstände immer Dasselbe zur Folge haben; so muß in diesem Erscheinenden selbst, nicht aber in jenen Erregungen, der Grund, daß es sich immer selbst gleich bleibt, liegen. Eine Erscheinung, ähnlich der so eben von einer unwägbaren Flüssigkeit angeführt, zeigt das Leben in dem Turgor, in der Bülle des belebten Körpers, die ohne Verlust wägbaren Stoffes, und oft ohne Erkältung sogleich sinkt, wenn das Leben abstirbt; die sichtbar mangelnd schon im Zusammenfallen der Gesichtszüge, in ihrem Wiedervollwerden aber wieder sich ausspricht, je nachdem nur vorübergehend seine Lebenskräften geschwächt wurden, oder sich wieder erholten.

Noch mehr beweist eine Welt außer der, welche wir wahrnehmen, der Zusammenhang, in welchem ohne Rücksicht auf Raum und äussere Umstände alles was organisch auf der Erde lebt, unter sich steht. Die Blattwespe, welche ihre Eier in das junge Holz der zarten Rosenzweige zu legen bestimmt ist, und die sie in der ganzen Welt nirgend anders hinlegen kann, wenn dieselben nicht umkommen sollen, hat, um die gehdrige Einschnitte dazu in das junge Holz der Rosenzweige zu machen, von

der Natur in ihrem Körper eine Doppelsäge von Horn erhalten, die ganz nach den Grundsätzen gebaut ist, wie der Mensch seine Sägen erfand; nur daß bei jener noch künstlichere und noch zweckmäßigere Einrichtungen angebracht sind, daß z. B. der Rand der Sägenzähne selbst wieder sägenartig eingekerbt ist, daß auch die Blattseiten der Säge Feilenartig ausgerüstet sind u. Diese bloß für den Rosenstock berechnete Säge wächst aber in dem Insekt, wenn auch für dasselbe, um sie gebrauchen zu können, gar kein Rosenstock vorhanden ist, wenn z. B. die Blattwespe, so wie ihre Larve sich verpuppt hatte, ferne von allen Rosen eingesperrt wurde. Und wenn schon die Larve sich vom Saft des Rosenzweiges ernährt hatte; so liegt doch erweislich in diesem Saft nicht der Grund, daß eine solche Säge nun erwächst. Denn ganz derselbe Saft nährt auch Blattläuse und mehrere andere Insekten, die gar nichts von einer solchen Säge besitzen. In den Bildungs-Gesetzen des Insektes aber liegt der Grund zum Entstehen der Säge. Diese zeigen unter den der Blattwespe verwandten Insekten ein sichtbar in sich zusammenhängendes System, aber sie sind in keinerlei materiellem Zusammenhang mit den gänzlich verschiedenen Bildungs-Gesetzen des Rosenstocks. Und doch zeigt sich der Zweck dieser Säge im engsten Bezug stehend zu den Rosenzweigen; die Säge ist

nur auf diese berechnet. Wenn nun aber, wovon in der dritten der hier abgedruckten Reden gesprochen wurde, Leben etwas ist, was ebenso zu der wäg- baren Materie der sichtbaren Natur unter günstigen äussern Bedingungen erst hinzutritt, wie die Elektri- zität zu den sie zu erregen fähigen Körpern; so müssen wir ein Jenseits der von uns erkennbaren Na- tur, und in ihm auch den Zusammenhang der Entste- hung in der Blattwespe einer Säge mit dem, ohne sie und gänzlich getrennt von ihr, ebenfalls in der Welt der Erscheinungen vorübergehend auftretenden Rosenstock suchen; schon so ferne die Gesetze unseres Denkens uns zwingen, wo eine Wirkung sichtbar wird, eine entsprechende Ursache anzunehmen.

So sind es also auf allen Seiten die Erscheinun- gen selbst in der uns sichtbaren Natur, welche vom Verstande aus uns nöthigen, noch Etwas ausser derselben, ein unsern Sinnen unzugängliches Reich ausser der Erscheinungs- und Raumwelt anzuerkennen. Damit tritt schon eine innerste Verschiedenheit un- ter dem, was sinnlich ist, auf; es wird die Sum- me der Erscheinungen zu einem Zusammengesetzten. Ein Theil derselben gehört dem, aus der wahrnehm- baren Welt nie verschwindenden, unveränderlich und wesentlich Raum erfüllenden Stoff, den wägbarren Körpern, an; ein anderer Theil aber den Thätig-

keiten, die aus jener Natur jenseits bald zu diesem immer als dasselbe dauernden Gerüste der schweren unutilgbaren Materie hinzutreten; bald von ihm und aus dem Raume sich wieder zurückziehen. So könnte man dann schon nicht mehr sagen: „Wenn ein Rabe das Gehirn einer Sappho verschlingt, das, in sanften Elegien zerschmolz; so krächzen die nämlichen Monaden morgen schon den Todtengesang von den Dächern.“ Die Monaden des Gehirns der Sappho, die man wägen konnte, konnten nie in sanften Elegien zerschmelzen; und krächzen nie einen Todtengesang. Sondern sie blieben im Raben, was sie in der Sappho waren, Monaden der Kohle, des Stickstoffs, Wasserstoffs, Sauerstoffs, des Schwefels, Phosphors, Natrums und der Kalkerde. Sie geben vereint nur in der Sappho die äussere Bedingung ab, daß irgend Etwas, was sie nicht waren, hinzutreten konnte, daß dieses in der sichtbaren Welt thätig sich äussern konnte, daß es schmelzende Elegien mit ihrer Hülfe als Erscheinung hervorzubringen fähig war. Anders geordnet im Raben machten sie nur Todtengesang-Gekrächz möglich; sie selbst stimmen es nicht an.

So schwemmte das Meer, aufgeregt durch Anziehung und Wärme unsere Kalkgebürge mit ihren Mollusken-Versteinerungen an; diese bleiben so lange,

bis sie nach und nach wieder durch ein anderes, ebenfalls durch wandelbare Thätigkeit der unwägbarren Wärme flüssiges, Wasser abgespült werden. Der Kalk aber ist immer derselbe, und bleibt derselbe, der er war, ehe ihn das Meer zum Jura-Gebürge aufhäufte, und der er seyn wird, wenn ihn die Bergströme und Flüsse wieder werden ins Meer geschwehmt haben. Ganz derselbe wird einst, umgekehrt mit Keils Beispiel von der Sappho und dem Raben, vielleicht wieder Gebirge für andere höhere Geschöpfe werden, deren großes und kleines Hirn wohl als Spitze der gegenwärtig noch unvollendet gelassenen Pyramide der Bildung des thierisch-menschlichen Lebensystems, vollends in Eins wird zusammengefloßen seyn.

Aber damit, daß der Verstand genöthigt ist, ein Natur jenseits der erkennbaren anzunehmen, ist noch kein großer Schritt gegen den Materialismus gethan. Dieser wird leicht die unsern Sinnen zugängliche, und jene unsichtbare Natur zusammenfassen in eine. In diesem Ganzen aber wird er sich doch sträuben, wesentliche Verschiedenheit und noch andere Gesetze anzunehmen, als die er schon in der sinnlichen Natur entdeckt. Da er findet, daß auch das, aus dem Jenseits der in die Sinne fallenden Welt vorübergehend zu dieser, Hinzutretende demselben Gesetze der Nothwendigkeit unterliegt, wie der sichtbare und

greifbare Körper; daß die wahrnehmbare Bewegung, daß die Thätigkeiten der unwägbaren Flüssigkeiten, die Lebenskraft selbst der organischen Körper, welche alle, sollen sie Erscheinungen hervorbringen können, an erkennbare Materie gebunden seyn müssen, unveränderlichen an sich voraus zu berechnenden Gesetzen folgen. Er sieht selbst bei der Luft, die zwischen wägbaren und unwägbaren Flüssigkeiten statt findet, doch in den Eigenschaften der letztern wenigstens von einigen Seiten her unter ihnen Annäherung, namentlich in Hinsicht auf Raumerfüllung bei der Wärme. Er kann also annehmen, daß Sichtbares und Unsichtbares zusammen noch ins Gebiete des Materialismus falle; miteinander noch ein, bloß in beständigem Formwechsel sich umdrehendes, darin aber gleichsam abgeschlossenes, Ganzes bilde. Doch aber nöthigt schon die Beobachtung der Natur, wesentlichen Unterschied ohne Uebergang zwischen Wägbarem und Unwägbarem, zwischen Dauendem und Vorübergehendem, anzuerkennen. Sie nöthigt bei letzterem, anzunehmen, daß Selbstständiges bald als Raumeinnehmend in der wahrnehmbaren Welt auftreten, bald aus dem Raume sich wieder zurückziehen kann. Wenn also der Begriff von Schwere nicht mehr als Kennzeichen aller Körperlichkeit gelten kann; so ist der Verstand nun auch genöthigt, Raumerfüllung nicht mehr als aus-

schliessendes Merkmal: von allem, was zur Welt, zum All gehört, zu verlangen. Darum aber brauchte er nur den Begriff des Materiellen nicht auf Raumerfüllung zu beschränken; sondern alles darunter zu begreifen, was, in seinen Beziehungen zu Anderem, Gesetzen blinder Nothwendigkeit folgt. Dann bildete sich immer noch: bloß ein Unterschied zwischen materiell = ideellem Seyn und Reellem. Auch jenes wäre materiell, nur anders als dieses, und unseren Sinnen nicht mehr wahrnehmbar; noch so weit wir bloß aus Eindrücken von diesen unsere Vorstellungen zusammensetzen, unserer Einbildung darstellbar; aber dem Verstand bleibt es durch Schlüsse noch als solches erkennbar. Dieß allein ist der Unterschied, welchen Reil in seinem Schreiben an den Verfasser dieses Aufsatzes scheint näher auseinander gesetzt gewünscht zu haben, dessen Uebergang jedoch von der einen Seite des Seyns zur andern er auch entwickelt verlangte.

Soweit würde tiefere Betrachtung dessen, was man Kraft und Thätigkeit in der Natur nennt, und des Selbstständigkeits = Grades ihrer Erscheinung nur das Gebiet des Materialismus jenseits der greifbaren Körperlichkeit, erweitern. Immer noch bliebe die Frage: Wenn der Verstand auch genöthigt ist, wegen unlängbarer innigster Verschiedenheit der Dinge, die zum Gebiete der Materialität gehören, die Beschrän-

fung des Begriffes von dieser auf Raumerfüllung aufzugeben, und nur den umfassendern Begriff von Nothwendigkeit in jeder Wirkung eines geschiednen Wesens auf andere, sowohl was den Grad als die Art dieser Wirkung betrifft, als Kennzeichen des Materiellen beizubehalten; muß er sich auch gedrungen fühlen, selbst auf den Begriff von herrschender Nothwendigkeit als alles umfassenden zu verzichten, wenn er das All sich vorstellen will? Oder giebt es in diesem All selbstständige Dinge, die man schlechthin in ihrer Thätigkeit nicht mehr als bloßer Nothwendigkeit folgend annehmen kann? Mit andern Worten, ist der Verstand genöthigt, freie Wesen anzuerkennen, und damit an den noch umfassendern Begriff von Seyn sich halten zu müssen, um alles, was ist, darein aufzunehmen? Es fragt sich, tritt eben so, wie die Imponderabilien zum unveränderbaren wägbaren Körper treten, überhaupt zu den Dingen im Gebiete des Materiellen, auch hier und da eine Klasse freier Wesen in unserer Welt der Erscheinungen auf?

Ja! In unserem Bewußtseyn nehmen wir unläugbar wahr, daß wir, im Gegensatz darin mit jeder andern in der Natur erkennbaren Kraft, die von uns ausgehende in der wahrnehmbaren Natur dann erscheinende Bewegungen, wenigstens dem Grade nach,

selbst bestimmen, daß wir einer Wahl, einer freien Willkühr fähig sind. Darin ist die Seele mit jenen materiellen nur flüchtig vorübergehende Realität des Erscheinens zeigenden Wesen zwar übereinstimmend, daß auch sie, um in der auf irgend eine Weise sinnlichen Natur sich wirkend zu zeigen, nur beim Vorhandenseyn tauglichen, erkennbar körperlichen, wägbaren Stoffes und in Verbindung mit ihm sich als vorhanden aussprechen kann; und daß sie bald in der Welt der Erscheinungen wirkt, bald ihre Spuren völlig aus dieser wieder verschwinden. Sind wir aber, und man könnte daran nicht einmal zweifeln, wenn man nicht wäre, so ist dieses Wir auch wesentlich freie Kraft; denn sein Bewußtseyn benachrichtigt es untrennbar mit seinem Seyn zugleich von dem, einen Willen überhaupt zu haben; seye dieser beschaffen oder äußere er sich, wie er wolle. Damit aber spricht sich wieder eine völlig neue Kluft ohne Uebergang aus zwischen diesen freien Wesen und Allem übrigen materiellen, welches den Gesetzen willenloser Nothwendigkeit folgt; denn ihre Charaktere stehen, einander ausschließend, sich geradezu gegenüber, als frei und als nichtfrei, hierin also wie Ja und Nein. Nur überhaupt das Seyn wäre noch das Gemeinschaftliche, unter welchem beide begriffen sind.

Aus dem Begriffe von Freiheit folgt der von Nicht-

räumlichseyn; ohne daß aber ein Seyn aufferhalb des Raums dadurch aufgehoben würde. Räumlichkeit würde ein Bestimmteyn in jeder Hinsicht voraussetzen; Freiheit aber setzt an sich ein noch nicht Bestimmteyn, sondern was durch die Wahl erst sich bestimmen solle, voraus. Darum herrscht auch in der ganzen Raumwelt oder der der Erscheinungen oder der Bewegungen, bloß das Gesetz der Nothwendigkeit, in der geistigen Welt allein auch das der Freiheit. Darum muß der Begriff des Geistes an sich entblößt werden von jeder körperlichen Vorstellung, und nothwendig damit auch von der des selbst Seyns im Raume. Aber sobald seine Wahl eine Bestimmtheit erzeugt hat, so folgt diese nun eben deswegen wenigstens dem Gesetze der Nothwendigkeit in ihren Wirkungen. Und so weit der Geist des Menschen mit der, dem Gesetze blinder Nothwendigkeit folgenden, Welt der Erscheinungen in Verbindung tritt, muß seine Freiheit durch sie beschränkt werden. Daher mit Recht vorzüglich der Körper als die Freiheit der Seele gefährdend angesehen, der Kerker derselben genannt wird; wenn er gleich auf der andern Seite ihr Erzieher ist; sie nur durch ihn bestimmtes wirken kann.

Giebt es aber in Wahrheit solche selbstständige geistige Wesen, spricht sich ihr zutretendes Daseyn aus in organisch lebenden Geschöpfen; so muß es in diesen auch nachgewiesen werden können. Dann freilich

würde die Meinung: wie es Berrichtung des Magens seye, zu verdauen, seye es auch Berrichtung des menschlichen Hirns zu denken, Bewußtseyn zu haben, und sich ein ewiges Leben einzubilden; wie aber mit Zersthörung des Magens diese Verdauungskraft für immer ein Ende habe, so höre auch mit Zersthörung des Hirns die Seele, ein bloßes Produkt der Lebens-Bewegung eines Hirns und seiner Nerven auf: ganz anders sich gestalten. Dann spräche sie folgendes aus: Wägbarer Stoff, in seinen verschiedenen Arten an sich unwandelbar, aber fähig unter sich verschiedentlich sich zu verbinden, wird fähig, in Thätigkeit gesetzt zu werden, durch den Zutritt unwägbarer wandelbar erscheinender Flüssigkeiten. Durch solche Verbindung kann eine körperliche Masse nun weiter günstige äussere Bedingung werden: für das Hervortreten, ebenfalls aus einem Jenseits der wahrnehmbaren Natur, einer organischen im Individuum gleichfalls nur vorübergehend ihr Daseyn beurkundenden Lebenskraft. Ein Theil der so belebt gewordenen Masse wird zum Magen; das Resultat seiner Bildung, seiner Lebenthätigkeit spricht sich aus als Verdauungskraft. Aber einen andern Theil jener Masse bildete die Lebenskraft, nach ihr inwohnenden Gesetzen zum Hirn aus; und dieses nun zur günstigeren äussern Bedingung, für die Wirksamkeit einer neuen noch höhern Art, von freiem Wesen, eines Geistes, dem gleichfalls

an sich Selbstständigkeit, aber auch Unfähigkeit, ohne Werkzeug in der Welt der Erscheinungen sich kund zu thun, zukommt. Seine Aeußerungen: vermittelst des Hirns werden zwar, dieser Geist mag wollen oder nicht wollen, durch das Leben dieses Hirns gleichsam schließlich geformt; und in so ferne ist, wie Verdauung die Funktion des lebenden Magens darstellt, des Hirns Lebens-Berrichtung Ausdruck der Gedanken, und Fortpflanzung der durch sie im Nervensystem veranlaßten Veränderung auf andere Organe, um diese Gedanken durch Sprache, Bewegung der Glieder u. s. f., auch äußerlich darzustellen. Aber, daß die Seele viel oder wenig nachdenken will, daß ihr das Resultat des mit Hülfe ihres Hirns als des Werkzeugs, bestimmte Gedanken zu bilden, gedachten bald gefällt, bald mißfällt; das ist nicht Sache des Hirns, dessen Lebenskraft keine Willensfreiheit hat; das ist bloß ihre eigene Sache. So ist auch alles, was moralisch ist, was seinem innersten Ursprung nach durch Rechts-Gefühl entsteht, Sache der Seele; denn ohne Wahl findet nichts Sittliches statt, und ohne Freiheit keine Wahl. Obschon die Empfänglichkeit der Seele, angenehm oder unangenehm gereizt, die Wahl irre leiten kann; und obschon auch zu jedem bestimmt sich aussprechenden moralischen Gedanken, zu jeder bestimmten Handlung die Mitwirkung des Körpers wieder nothwendig wird. Im Reiche des eigent-

lich Körperlichen kann es überhaupt kein Sittengesetz geben, wohl aber ein solches, so weit das Geistesreich sich erstreckt.

So wenig man aber berechtigt ist, anzunehmen, ein wägbarer Körper könne sich je in unwägbare Flüssigkeit, oder in bloße Kraft der Bewegung auflösen, oder man berechtigt ist, anzunehmen, ein solcher Körper seye je aus unwägbarer Flüssigkeit oder bloßem Stoß entstanden; so wenig ist der Verstand berechtigt, anzunehmen, daß Materie durch Lösung Freiheit werde, diese durch Fixirung Stoff. Woher käme, ausser dem bloßen Willen, alles in solch gleichförmiges Chaos aufzulösen, irgend ein Beweis für solche Annahme, welcher die Analogie der ganzen erkennbaren Natur widerspricht. In der Einrichtung der Natur, in den Erscheinungen der lebenden organischen Geschöpfe sprechen sich schon unverkennbare Spuren aus, daß dem freien geistigen Wesen Selbstständigkeit, aber eine wesentlich eigene Art derselben, zukomme; so gut als den verschiedenen Klassen im Gebiete des willenlosen Materiellen.

In der großen Natur treten nämlich, entsprechend dem bisher Gesagten, aber abge sondert, drei wesentlich unter sich verschiedene Reiche zusammengesetzter Körper hervor. Das Thierreich, das allein Willensfreiheit und damit Beseeltseyn zeigt; dieses als auf ein Werkzeug, gegründet auf ein or-

ganisches, an sich bloß vegetatives Leben. Das Pflanzenreich ohne Spur von Wahl und Freiheit, die reine Darstellung der organischen, selbstständigen, aber schon dem Gesetze blinder Nothwendigkeit ganz unterworfenen Lebenskraft. Und das große anorganische Reich der wägbaren Körper ohne Leben, aber ein nie ruhendes Spiel der unwägbaren Flüssigkeiten. Nicht die vielfachere Organisation ist es, welche das Thier; die einfachere, welche die Pflanze macht. Es giebt Thiere, und die doch Willensfreiheit zeigen, welche unendlich einfachere innere und äussere Organisation haben, als die offenblühenden Pflanzen, die doch ohne alle Spur von Wahlhandlung sind. Auch ist es nicht Reizbarkeit allein, obschon jeder thierische Körper reizbar ist, was das organische Geschöpf zum Thier macht. Denn manche Theile von Pflanzen zeigen lebhafteste Reizbarkeit, und doch dabei keine Spur von Spontaneität des Willens; der als solcher ein andermal auch nicht thut, was er sonst zu thun gewohnt ist. Es muß also noch etwas anders seyn, was hinzutretend das vegetativ = lebende organische Geschöpf zum Thiere macht; oder ihm sich entziehend, es wieder zur Pflanze herabsinken läßt, wie bei dem wechselseitigen Zusammenhang der Conferven und Infusions = Thiere es der Fall ist. Es läßt sich erweisen, daß, wie es keinen eigentlichen Uebergang, was Freiheit der Handlungen betrifft, vom Thierreiche zum Pflanzenreich, ob-

schon einen Wechsel zwischen beiden giebt, es auch keinen Uebergang vom Pflanzen- oder überhaupt dem organischen Reiche zum anorganischen, in Hinsicht auf Leben, gebe.

Auch beim einzelnen Sterbenden ist nicht selten Trennung des beseelten Lebens gleichsam in seine einzelne, unter sich verschiedene Bestandtheile wahrnehmbar. Oft schon, wenn bereits auch das leiseste Zeichen freier Willensthätigkeit verschwunden ist, und durch kein Mittel mehr zurückgerufen werden kann, zeigt sich bei Wiederbelebungs-Versuchen, z. B. auf Anwendung des Galvanismus noch ein flüchtiges Zucken der Muskeln; wie dieses auch in den einem Lebenden abgenommenen Gliedern noch eine Zeit lang als Beweis, daß ein Zweites, die organische Lebenskraft sich noch nicht völlig zurückgezogen hat aus dem Körper, statt findet. Und ist auch von dieser letztern Kraft jede Spur entflohen, so bleibt der Körper an sich noch lange bis zu seiner gänzlichen Auflösung Werkzeug freilich verändertes, für das Hervortreten unwägbarer Flüssigkeiten, z. B. der Fäulniß-Wärme.

Wenn nun unter den verschiedensten Umständen, beim Verwachsenseyn zweier menschlichen Körper, wie beim Trennen großer lebender Glieder von ihm, im Verwirrtseyn, wie beim gesunden Zustand, in

Fieberträumen, wie im magnetischen Schlaf, und selbst dann, wenn ein krankhaftes Nervenspiel der Seele zwei ihr gehörige Körper vorspiegelt, ihr klares oder dunkles Bewußtseyn doch darin, eine geistige Einheit, ein einfaches geistiges Ich zu seyn, nie wandelbar wird; so ist man gezwungen zu schließen, daß dieses unveränderliche Gefühl geistiger Einheit nicht von veränderlichen Umständen abhängt. Sondern daß es der Seele wesentlich seye; daß sie also darin eine Selbstständigkeit und sie an und für sich diese geistige Persönlichkeit besitze. Der Verfasser glaubt aber, jenes schon an einem andern Orte (Tübinger Blätter für Naturwissenschaften und Arzneikunde, II. Band. 3. St. 1816. S. 289—385.) gerade aus allen den Beispielen, die man für das Gegentheil anführt, erwiesen zu haben.

Dort schon meint er, aus physiologischen Gründen dargethan zu haben, daß diese geistige Einheit nicht etwa Folge des Bezuges des ganzen lebenden Organismus auf einen räumlichen Mittelpunkt in ihm seyn könne; daß die Seele an jeder Stelle des Körpers selbst, an welcher sie die Empfindung in räumlicher Beziehung wahrnimmt, empfindet, und an jeder Stelle wirken müsse, wo die Wirkung ist; daß dieses aber bei der wesentlichen geistigen Einheit der Seele undenkbar seye, wenn nicht sie selbst

wesentlich Nicht-Raumerfüllend, überhaupt ausserdem, nach unseren Vorstellungen hier, zwar bloß ideal, doch aber mit ihrer geistigen Beschränkung wirklich ist.

Er führte dort einen Versuch an, der entscheidend hierüber wäre; nach welchem nämlich der berühmte Naturforscher Fontana (ib. pag. 556.) glaubte, bestimmt beobachtet zu haben, wenn er bei einem lebend entzwei geschnittenen Frosche nur die vordere Hälfte reizte, daß übereinstimmend damit die hintere sich bewegt habe. Ohne Zweifel werden solcher Wege zur Untersuchung mehrere sich öffnen, wenn man einst eine Psychologie durch Forschung, statt durch bloße Begriffespaltung wird gewonnen haben.

Jeder sieht zwar sogleich ein, wie leicht Täuschung durch Zufall bei jenem Versuche statt finden kann. Aber wenn wir müssen Elektrizität als etwas Selbstständiges und nicht bloß als eine Eigenschaft igeriebener schwerer Körper erkennen; wenn wir dasselbe von der Lebenskraft, welche immer ihren Körper wechselt, neuen Stoff anzieht, und den ältern dagegen wieder ausstößt, in irgend einer Beziehung müssen gelten lassen; wenn wir gestehen müssen, daß unser Bewußtseyn von innerer Freiheit uns benachrichtigt, und daß Wahlfreiheit in äußern sichtbaren Handlungen sich beurlundet; so muß auch, wenn es wahr ist, daß das freie Willensprincip im Menschen und Thiere

gleichfalls ein Selbstständiges, zum organischen Leben Zutretendes, und nicht bloß eine Eigenschaft von diesem ist, es einen Weg geben, die Natur darüber zu befragen, eine Art, auch im Physischen Erscheinungen unter solche Umstände zu versetzen, daß wir durch sie gedrungen werden, anzunehmen, ein Theil von ihnen könne nicht bloß veranlaßt seyn von den Kräften irgend einer Materialität.

Wenn man ein reizbares Thier mit zäher organischer Reizbarkeit, und das zugleich einer Erziehung fähig wäre, z. B. eine junge Schlange, zu bestimmten Bewegungen durch das Vorhalten eines ihm angenehmen und eines ihm unangenehm werdenden Gegenstandes gewöhnte; und dann das Thier durch einen raschen Schnitt in zwei Hälften trennte, die in ganz verschiedene Räume gebracht würden; wenn dann das Vorhalten vor die Augen des angenehmen Gegenstandes, wäre der erste Eindruck der Verwundung vorüber, die hintere Hälfte zur Annäherung, des unangenehmen Gegenstandes sie zum Fliehen bewegte; dann könnte kein Zweifel mehr über die Selbstständigkeit, über die wahre Einheit, und doch völlige Unräumlichkeit des geistigen Wesens im Thiere vorwalten. Der träumenden Seele ähnlich, welche, während sie in dunklem Bewußtseyn an bestimmtem Gliede ihren Körper bewegt, doch zugleich an einem weitentfernten

Orte zu seyn, lebhaft sich einbilden kann, würde hier die geistige Einheit wirklich zwei dem Raum nach getrennte Werkzeuge zugleich erregen, von einem Jenseits des Raums aus. Aehnlich dem Mittelpunkt eines Kreises, der eine Einheit bleibt, wenn auch sein bezeichneter Umkreis hie und da unterbrochen wird. Doch bliebe selbst solches Beispiel ein nicht ganz entsprechendes Bild. Weil in diesem Falle die Abschnitte der Kreisperipherie und der ihnen entsprechende geometrisch-einfache Mittelpunkt beide noch im Gebiete des Raums sind; bei jenem Versuche aber nur die getrennten Theile des Thieres Raumerfüllend wären, die sie vereinigende geistige Einheit außerhalb alles Raumes fielen; aber eben darum, weil sie selbst gänzlich unräumlich und unkörperlich wäre, doch gleichzeitig als dieselbige geistige Einheit in zwei völlig von einander getrennten Körperstücken wirken könnte. Noch ist jener mögliche Versuch so entscheidend nicht angestellt worden; wer aber aufmerksam die beiden Hälften einer zwischen Brust und Bauch durchgeschnittenen Wespe, wer die Bewegungen des Kopfes und des Rumpfes eines noch saugenden Käzchens, dem durch schnellen Messerzug der ganze Hals durchschnitten wurde, aufmerkamer betrachtet hat, wer weiß, daß der abgeschnittene Kopf einer Viper gereizt noch zu beißen sucht, und Kaau doch auch den kopflosen Rumpf einer solchen nach einem Steinhäufen zu kriechen sahe, wo sie sich ges

wöhnlich zu verbergen pflegte: der wird ungeneigt seyn, die Möglichkeit des Gelingens jenem Versuche im voraus abzusprechen; wenn schon bei Thieren von leicht zerstörbarer Reizbarkeit, wie besonders bei einem Menschen, der geköpft wird, nie solche entscheidende Erscheinungen hierüber werden können wahrgenommen werden.

Es giebt also wohl eine Natur-Ansicht, und Wege, um ihre Wahrheit dem bloßen Verstande erweislich zu machen, welche zeigen, „daß in der Natur wirklich noch etwas im Hintergrunde liege,“ daß sie es also schwerlich „wie das Kind macht, das aus seinem Sandhaufen Kuchen backt, und sie wieder zusammendrückt, um neue zu backen.“ Und diese Natur-Ansicht beruht am Ende auf dem bescheidenen Menschen-Verstande, der durchaus glaubt, ein steinernes Haus und die Menschen die darin wohnen, seyen nicht einerlei, auch könne nicht bald das Haus zum Bewohner noch dieser zum Hause werden; darum müsse auch irgendwo ein, nicht bloß scheinbarer Grund der Verschiedenheit liegen. Sie beruht auf Trennung, da wo alle Gründe für innere Verschiedenheit sprechen, und läßt sich darin nicht irre machen durch ein vereinigtcs Auftreten von Erscheinungen, deren jede eine eigene Ursache des Daseyns für sich hat; sonst dürfte der Chemiker auch nicht die Metalle oder Erden von einander scheiden, die in der Natur nie ein-

zeln und rein vorkommen, und die doch unter keinerlei Umständen sich in einander umwandeln. Ihr ist die Welt der Erscheinungen einem Staat gleich, der auch zwar als Ganzes eine nothwendige Entwicklung, oder eine zusammenhängende Geschichte, hat; aus dem System der Lehensherrschaft mußte das System der Gemein- den sich entwickeln, aus dem Democratismus in Frank- reich Anarchie und aus dieser Herrschaft eines Ein- zeln, jedes Zeitalter enthält den Keim zu den Ver- änderungen im folgenden. Aber doch besteht dieser ganze in seiner Geschichte zusammenhängende Staat bloß aus einzelnen Menschen, die auftreten, man weiß nicht, wo ihre Seelen, also sie eigentlich selbst herkommen, die eine Zeitlang in ihm bleiben, und wieder abtreten, man weiß nicht, wo sie hingehen. Alle Staatsein- richtungen aber haben noch nie einen Staatsbürger durch sich selbst erzeugt, sie können bloß begünstigende äu- ßere Bedingung der Bevölkerung veranlassen; nicht um einen Tag früher oder anders wird in dem freien Nordamerika der Mensch geboren, als unter der Herr- schaft des Türken-Sultans. So hat auch die erkenn- bare materielle Natur zwar ihre eigene zusammenhänge- de Gesetze nach willensloser Nothwendigkeit, und sie hat überdieß, wie der Staat ein solches an seinem Lande hat, ein, soweit bis jetzt die Spuren der Geschichte unse- rer Erde reichen, daurendes Gerüste an der großen Masse der, der Schwere unterworfenen unverwandel-

baren Körper. Aber ganze Klassen von Wesen, die nicht Theile dieses Gerüsts sind, werden nicht von ihm erzeugt, doch treten sie in dieser Welt der Erscheinungen auf, bleiben eine Zeit lang und verschwinden dann wieder aus ihr; nachdem sie beigezogen, die Geschichte der erkennbaren Natur fortzusetzen, und sie während ihrem Daseyn den Gesetzen des Ganzen, die ihr Zutritt einem Theile nach selbst veranlaßte, unterworfen gewesen. Das nämliche Bedürfniß des Verstandes, einen Unterschied zwischen den für unsere Erfahrung dauernd bleibenden und den wandelbar vorüber eilenden Wesen in der Natur anzuerkennen, nöthigt diesen, bei genauerer Untersuchung der letztern, einen noch stärkern Unterschied unter ihnen anzunehmen zwischen an sich Unfreiem, und an sich Freiem, zwischen Materiellem, und Geistigem. Aber es nöthigt ihn auch, überhaupt ausser der sichtbaren Natur noch eine unsichtbare anzunehmen, und das All nicht auf jene zu beschränken. Stufenweise mußte er sich entwöhnen, auf alles, was ist, die Kennzeichen überzutragen; die er anfangs allein von dem dauernden wahrnehmbaren Gerüste der dem Gesetz der Schwere folgenden Körper-Vereinigung, zu der auf den ersten Anblick auch sein eigener gehört, sich abstrahirte. Lange glaubte man, Elektrizität, Wärme, Licht mußten doch schwer seyn. Die Schwere aber mußte bei genauerer Untersuchung der Impon-

derabilien als bedingendes Kennzeichen alles Seyns aufgegeben werden. Ihre unbefangene Betrachtung zeigt bald dasselbe von beständiger Raumerfüllung. Der unwägbaren Flüssigkeiten immer gleiches Wiedererscheinen, auch unter den verschiedensten äußern Umständen des unwandelbaren Gerüsts der sichtbaren Natur, macht ein beständiges absolutes neues Geschaffen- und darauf vollkommen wieder Vernichtetwerden derselben unannehmbar. Es muß also irgend einen Zustand jenseits der erkennbaren Natur noch geben, in welchem aber der Grund jener, wenn gleich nicht mehr als Erscheinung, doch noch ist. Der mit dem Raume und der Vertheilung im Raume gar nichts zu thun habende innere Zusammenhang der Bildungs-Gesetze in den Systemen der organischen lebenden Geschöpfe erweist nun, daß jenes Jenseits nicht ein todes Einerlei seye, sondern daß es ein Mannigfaches, gleichfalls dort Thätiges Erzeugendes, enthalten müsse. Aus einem Jenseits tritt aber noch eine andre Klasse von Dingen auf, und in dasselbe wieder zurück; nämlich die in unserem Bewußtseyn und in den Spuren freier Wahlhandlungen sich beurfundende freie geistige Wesen. Mit ihnen muß also der Begriff einer, wenn auch nur von Zeit zu Zeit sich äußernder Raumerfüllung, als nothwendiger Bedingung, überhaupt etwas als bestehendes Wesen anzunehmen, vollends wegfallen. Mit der Befreiung von dem Begriffe der

Räumlichkeit und dem Folgeleisten blinder Nothwendigkeit erhebt sich so der Begriff zu ganz immateriellen, freien geistigen Wesen, und die doch wirklich sind; ihre Wirklichkeit ist schon durch das eigene Reich der Gesetze der Sittlichkeit bestimmt, das auf Materialität keinen Bezug mehr hat.

Damit öffnet sich unserer Hoffnung eine von dem Verstande selbst unterstützte Aussicht auf ein Jenseits. Selbst in der Gegenwart erhebt sich noch die Frage: ist wohl in unserer Natur, in welcher, in sich steigender Reihenfolge, ein Theil der hervortretenden Wesen immer wieder Werkzeug für eine neue höhere Klasse wird, mit dem freien Geiste des Menschen die letzte Sprosse der Leiter gegeben? Was ist z. B. das, was in Einzelnen so oft, einer fremden Gewalt gleich, ganz gegen den Willen des Menschen, und so, daß selbst im Kampfe mit ihm zuweilen das Leben völlig seinen Werth verliert, als Gewissen auftritt? Es bleibt jedoch auch beim Gewissen der Mensch an sich frei; gleich wie sein Körper, deswegen weil er der Herrschaft der Seele unterworfen ist, nicht aufhört, für sich einem jeden andern wägbaren gleich den Gesetzen der Schwere zu folgen. Und wie die Welt des Kindes in Mutterleib beschlossen in diesem ist, und für seine Wahrnehmung die große weite Welt noch gar nicht vorhanden; so endigt sich für des Menschen Wahrnehmung die in der

Gegenwart erkennbare Natur mit ihm selbst; im Bewußtseyn seiner selbst erkennt er noch bestimmt die Freiheit seines Geistes, über diesen hinaus nichts mehr. Aber von ihm an kann seine erwägende Vernunft Hand in Hand mit dem tröstenden Glauben aufsteigen zur frohen Idee der Unsterblichkeit, und zum Schöpfer alles bestehenden. Denn der um sich her blickende Verstand vermag das All nicht zu beschränken allein auf das, was für die Sinne Erscheinung ist. Der Glauben aber sollte nie zum Aberglauben werden, nicht als solcher, menschlicher Schwäche zu lieb, das zur Erscheinung machen wollen, was eine solche für den Erdebewohner werden zu lassen, der Urheber der Natur nicht wollte.

---